

Zeit & Schrift

***Barnabas und die
ersten Gemeinden***

David Kogut

Editorial

- 3** **Ehrenmänner**
Michael Schneider

Bibelstudium

- 4** **Barnabas und die ersten Gemeinden (2)**
Horst von der Heyden

Gemeinde

- 14** **Warum ich mich entschlossen habe,
mit der Brüderbewegung verbunden zu bleiben**
Philip Nunn

Glaubensleben

- 22** **Biblische Seelsorge (12): Depressionen verstehen (Teil 4)**
Wolfgang Vreemann

Lebensbilder

- 26** **Zum 75. Todestag von David Kogut**
Andreas Liese

Aktuelles

- 30** **Kritisches zur 1968er-Bewegung**
Jochen Klein

Die Rückseite

- 36** **Zum Ziel!**
Hanswalter Gieseke

Zeit & Schrift

21. Jahrgang 2018

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneid9@web.de

Bestelladresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Layout:

Wolfgang Schuppener

Versand:

Buhl Data Service GmbH
57290 Neunkirchen

Bildnachweis:

unsplash, AdobeStock, Lightstock

Die Herstellungs- und Versandkosten betragen ca. 2 € je Exemplar. Sie werden durch Spenden aufgebracht.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Ehrenmänner

Als mich einer meiner Schüler vor ein paar Monaten als »Ehrenmann« bezeichnete, war ich noch einigermaßen verblüfft: nicht nur, weil der Anlass für dieses Lob völlig unbedeutend war, sondern auch, weil ich dieses archaische Wort niemals im aktiven Wortschatz eines heutigen Jugendlichen vermutet hätte. Mitte November war der *Ehrenmann* dann bereits in aller Munde: Der Langenscheidt-Verlag wählte ihn (und sein weibliches Pendant *Ehrenfrau*) zum »Jugendwort des Jahres 2018«.

Entstanden ist das Wort *Ehrenmann* wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der Schweiz. Es setzte sich im 18. Jahrhundert allmählich durch und erlebte seine Blütezeit um 1900; danach fiel es wieder auf den Stand des frühen 18. Jahrhunderts zurück, bis es in jüngster Zeit – vermutlich über die Rap- bzw. Hip-Hop-Szene – seinen Weg in die Jugendsprache fand. Von seiner Bedeutung blieb dabei freilich nicht viel übrig: Bezeichnete es früher einen »Mann mit ehrenhafter Gesinnung und Handlungsweise« (Schillers Wilhelm Tell z. B. wird »ein Ehrenmann und guter Bürger« genannt), so steht es heute nur noch für »jemand, der etwas Besonderes *für dich* tut« (Langenscheidt).

Interessant waren die öffentlichen Reaktionen auf die Jugendwortwahl in den Kommentarspalten der Nachrichtenportale. Manche Leser bezweifelten, dass Jugendliche das Wort überhaupt verwenden (eine Kritik, die – anders als bei früheren »Jugendwörtern des Jahres« – diesmal ausnahmsweise unberechtigt war), andere stießen sich an dem Begriff *Ehre*: »Ein Glaube an Ehre führt zu Dummheit«, schrieb da beispielsweise ein Kommentator auf *Spiegel Online*. »Ehre ist eine übersteigerte Form des Egos, ob des eigenen oder eines anderen. Ich habe bei dem Wort jedenfalls nur negative Assoziationen: Helmut Kohl, Blood and Honour, Ehrenmord, in ihrer Ehre gekränkte Typen, die meinen, sie mit Gewalt wiederherstellen zu müssen etc.« Wieder andere schätzten die Lage gelassener ein: »Der Begriff wird in typisch jugendlicher Übertreibung als Lob für irgendeine Banalität verwendet. Um Ehre im wortwörtlichen Sinn geht es dabei überhaupt nicht.« Wenn etwa ein Vater sei-

nem »14-jährigen Sohn eine Tüte Chips mitbringt« oder »der Lehrer die Klassenarbeit um eine Woche verschiebt«, seien sie »Ehrenmänner« – so zwei trefende Leserbeispiele.

In der Bibel kommt der *Ehrenmann* noch nicht vor, aber die *Ehre* sehr wohl – und sie ist dort fast immer positiv besetzt. Die im Neuen Testament zugrundeliegenden griechischen Wörter sind vor allem *time* (»Ansehen, Wertschätzung, Respekt«) und *doxa* (»Ansehen, Anerkennung«, aber auch »Herrlichkeit«). Am meisten Ehre gebührt natürlich Gott (1Tim 1,17; Offb 14,7 u. a.), aber wir werden auch aufgefordert, die Obrigkeit zu ehren (Röm 13,7; 1Petr 2,17), die Vorgesetzten (1Tim 6,1), die Ältesten der Gemeinde (1Tim 5,17), unsere Mitchristen (Röm 12,10), ja überhaupt alle Menschen (1Petr 2,17). Unsere eigene Ehre sollen wir dagegen nicht suchen (1Thess 2,6) – das war typisch für die »*Heuchler*«, die ihre guten Taten gerne öffentlichkeitswirksam zur Schau stellten (Mt 6,2), und selbst die gläubig gewordenen »*Obersten*« konnten sich davon noch nicht ganz freimachen: »*sie liebten die Ehre bei den Menschen mehr als die Ehre bei Gott*« (Joh 12,43).

Die Ehre bei Gott – das ist die einzige Ehre, an der uns gelegen sein sollte. Wie wir sie gewinnen, sagt uns der Herr Jesus in Joh 12,26: »*Wenn mir jemand dient, so wird der Vater ihn ehren*.« In diesem Sinne dürfen wir alle danach streben, »Ehrenmänner« und »Ehrenfrauen« zu sein!

Michael Schneider

Wir wünschen allen unseren Lesern besinnliche Feiertage und Gottes Segen im neuen Jahr!

Barnabas

und die ersten Gemeinden (2)



Nach allem, was wir den spärlichen Informationen entnehmen können, lebte Barnabas also wahrscheinlich in Jerusalem, wo er als geschätzter Bruder der Gemeinde auch maßgebenden Anteil an deren Aufbau hatte. Aus Apg 6,7 ist jedenfalls zu entnehmen, dass »das Wort Gottes wuchs« – was allerdings zunächst einmal nicht einfach zu verstehen ist, wenn man, wie gewöhnlich, unter »Wort Gottes« die Heilige Schrift versteht.¹ Was hier gesagt werden soll, ist, dass die Botschaft Gottes an die Menschen zuerst in Jerusalem mit großem Eifer verbreitet wurde, so dass der nachfolgende Satz das Resultat dieses Wachstums beschreibt: »und die Zahl der Jünger in Jerusalem mehrte sich sehr«.

Der missionarische Eifer reduzierte sich dabei nicht auf die verbale Verkündigung des Evangeliums. Gerade die nonverbale Komponente der Mission spielte in den ersten Tagen der Kirche eine besondere Rolle. Denn im Verhalten derjenigen, die zu ihr gehörten, wurde ihre Sinnesänderung deutlich. Die Christusgläubigen bezeugten dadurch, wie sie miteinander umgingen und wie sie sich denen gegenüber verhielten, die nicht zu ihnen gehörten, auf welcher Seite sie standen. Nämlich auf der Seite desjenigen, der Juden und Heiden, »Frieden stiftend, in sich selbst zu einem neuen Menschenschüffe« (Eph 2,15), in dem »nicht ist Grieche und Jude, Beschneidung und Vorhaut, Barbar, Skythe, Sklave, Freier, sondern Christus alles und in allen« (Kol 3,11).

Dies wurde u. a. dadurch realisiert (und der Umwelt sichtbar!), dass alle »ein Herz und eine Seele«

waren »und auch nicht einer sagte, dass etwas von seiner Habe sein Eigen wäre, sondern sie hatten alles gemeinsam« (Apg 4,32). Bedurfte es außer diesem Zeugnis eigentlich noch der Rede? Natürlich haben die ersten Christen auch mit Vollmacht gepredigt. Aber ebenso wenig wie alle Menschen überzeugende Redner sind, sind es auch nicht alle Gläubigen – wenngleich von Barnabas gesagt wird, dass er ein Lehrer war (Apg 13,1), und er sich mit hoher Wahrscheinlichkeit auch an der verbalen Verkündigung des Evangeliums beteiligt haben wird. Das Entscheidende jedoch war, dass bei den Geschwistern der Urgemeinde Theorie und Praxis nicht zwei verschiedene Paar Schuhe waren, sondern deckungsgleich übereinstimmten. Und daran hatte auch Barnabas seinen Anteil, der sich freiwillig von seinem Besitz getrennt hatte, um den Erlös bedürftigen Mitgeschwistern zukommen zu lassen.

Selbstverständlich wird das Wachstum nicht durch die Gläubigen bewirkt, sondern Gott selbst gibt es (1Kor 3,6). Insofern ist das Wort »eine selbständige Größe von eigener Lebendigkeit und Lebensmacht«, wie Werner de Boor formuliert.² Und auch Luther ist zuzustimmen, wenn er über die Reformation in seiner ihm eigenen, sehr prägnanten Sprache sagt: »Während Magister Philippus und ich Wittenbergisch Biertranken, ist das Wort durch die Lande gegangen und hat's getan.«³ Aber Gott bedient sich eben derer, die sich ihm zur Verfügung stellen und bereit sind, in Wort und Tat von dem zu zeugen, was Christsein heißt.

Die Gemeinde in Jerusalem

1 Dies kann aber wohl hier nicht gemeint sein, denn das Neue Testament wurde erst viel später in seinen Einzelteilen geschrieben, ehe diese dann zu einem einheitlichen Ganzen und verbindlichen Kanon zusammengefasst wurden.

2 Werner de Boor: *Die Apostelgeschichte* (Wuppertaler Studienbibel), S. 132.

3 Zitiert nach de Boor, S. 132.

4 »... eine große Menge der Priester« (Apg 6,7).

5 Wenn der Text sagt, dass »alle« zerstreut wurden, stellt sich die Frage, ob damit im wörtlichen Sinn »alle ohne Ausnahme« gemeint sind oder ob eher ein symbolischer Sinn vorliegt, so wie z. B. in Mt 26,52, Mk 1,5 und anderen Stellen. Für den symbolischen Gebrauch spricht, dass von den Aposteln ausdrücklich gesagt wird, dass sie in Jerusalem verblieben. Wozu hätten sie bleiben sollen, wenn keine Gemeinde mehr dort existierte und sie alle nicht aus Jerusalem stammten? Zudem wird der folgende Vers schwierig, der davon berichtet, dass Paulus die Versammlung verwüstete, wenn diese nicht mehr in Jerusalem bestand, es sei denn, man reduziert sie nur noch auf die verbliebenen zwölf Apostel. Wozu hätte Paulus aber dann noch in die Häuser gehen müssen, wenn dort keine Gläubigen mehr wohnten? Nun könnte man noch einwenden, dass die Abfolge der ersten Verse von Kapitel 8 nicht notwendigerweise chronologisch und der erste Vers als Resultat der nachfolgenden zu verstehen sei. Dann bleibt aber immer noch die Schwierigkeit, dass in Kapitel 9 wieder von einer Versammlung (wörtlich: Jüngern) gesprochen wird. Auch hier wäre der Einwand möglich, dass ja zwischenzeitlich weitere zum Glauben gekommen sein könnten, die nun die Jerusalemer Versammlung ausmachten. Dass aber dort auch Barnabas als Glied der Versammlung erwähnt wird, im deutlichen Unterschied zu den dort lebenden Aposteln (9,27), weist darauf hin, dass zumindest er nicht aus Jerusalem floh, und scheint mir ein eindeutiges Indiz für den symbolischen Gebrauch von »alle« zu sein.

wuchs beständig, Tausende von Gläubigen wurden hinzugetan und alle wussten sich in dem einen Leib verbunden. Dabei bildeten sie keineswegs eine homogene Menge. Aus allen sozialen Schichten komend, Einheimische und Zugezogene, Juden und Heiden, Klerus⁴ und Laien, Gebildete und Ungebildete, Männer und Frauen, Jung und Alt, verband sie eines: der gemeinsame Glaube an den Sohn Gottes.



Oft allerdings kommt die geistliche Erweckung mit massiver Anfechtung einher. Die Geschichte des Gottesvolkes (sowohl im Alten als auch im Neuen Testament) zeigt jedenfalls, dass immer dann, wenn besonders günstige Bedingungen die geistliche Reformation belebten, auch der große Widersacher nicht untätig blieb. Die Zeit der ersten Christen bildet da keine Ausnahme. Neben den innergemeindlichen Schwierigkeiten waren es vor allem die neidmotivierten Angriffe ihrer im Judentum verhafteten Mitbürger, die der jungen Versammlung zusetzten. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung wurde Stephanus, einer der sieben Diakone der Jerusalemer Gemeinde, hingerichtet. Seine Steinigung muss als Fanal verstanden worden sein, denn »es entstand ... an jenem Tag eine große Verfolgung gegen die Versammlung, die in Jerusalem war« (Apg 8,1).

Wir, die wir in einem demokratischen Rechtsstaat leben, dessen Verpflichtung u. a. im Schutz seiner Bürger liegt, haben Mühe damit, uns vorzustellen, was das für die Gläubigen der Urgemeinde bedeutete.

So wenig wir in der Lage sind, aktuelle Geschehnisse im großen Überblick und als weise Führung Gottes zu erkennen, so wenig werden auch die betroffenen Geschwister der Urgemeinde ihre veränderte Situation begriffen haben, denn sie alle, mit Ausnahme der Apostel,⁵ wurden aus Jerusalem vertrieben und »in die Landschaften von Judäa und Samaria zerstreut« (Apg 8,1). Da hatten sie sich gerade aus so vielfältiger Unterschiedlichkeit zusammengefunden, waren als »ein Herz und eine Seele« (Apg 4,32) zusammengewachsen, keiner hatte Not gelitten, weil alles geschwisterlich geteilt worden war. Darüber hinaus hatten sie auch ein gewisses Ansehen bei den Ungläubigen genossen (Apg 2,47), von denen keiner gewagt hatte, sich ihnen anzuschließen (Apg 5,12). Ihre überzeugend praktizierte und für Außenstehende durchaus sichtbar gewordene Gemeinschaft hatte sie aber zunehmend als Fremdkörper erscheinen lassen, zumal sowohl ihr Verhalten als auch ihre Predigt – wenn sie denn öffentlich war – als beständige Anklage empfunden werden musste.

Als nun einmal Stephanus in glühendem Zorn gelyncht worden war, brach sich ein allgemeiner Volkszorn Bahn, initiiert und gesteuert von den jüdischen religiösen Führern, allen voran ein junger und vor allem ehrgeiziger Pharisäer namens Saulus. Er hatte schon bei der Hinrichtung des Stephanus mitgewirkt, und im Taumel seines Hasses verwüstete er nun die Häuser der Gläubigen und schleppte, was er noch vorfand, in die Gefängnisse. Wir können gut nachvollziehen, dass, soweit es möglich

war, die Gläubigen aus Jerusalem zu fliehen suchten. Wie viel Schmerz, Leid, Trauer und vielleicht auch Erbitterung werden sie dabei empfunden haben, nun ihre liebgewordene Gemeinschaft verlassen zu müssen und sich in fremden Gegenden, vielleicht auf sich allein gestellt, neu ansiedeln zu müssen!

Wie gesagt, sie werden nur schwerlich die Fügung Gottes in diesem allen erkannt haben, der die Fäden in der Hand behält und mit dieser Prüfung auch bewirkte, dass das Evangelium nicht auf Jerusalem beschränkt blieb, sondern auch in »ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde« (Apg 1,8) ausgebreitet wurde. Denn das ist nun wieder ein positiver Aspekt ihrer Zerstreuung: »Die Zerstreuten nun gingen umher und verkündigten das Wort« (Apg 8,4). Die Vertriebenen haben also nicht den Kopf hängen lassen und resignativ alles über Bord geworfen, was sie als neues Leben erfahren hatten. Im Gegenteil, sie machten aus der Not eine Tugend und bezeugten ihren Glauben überall dort, wohin sie verschlagen worden waren – und erfüllten damit gleichzeitig den Auftrag ihres Herrn.



Einige von ihnen erreichten auch Damaskus, die Hauptstadt von Syrien, wo sie sich niederließen. Und so wie die ersten Christen in Jerusalem wohl keine eigenen, zu diesem Zweck errichteten Gemeinderäume hatten, in denen sie sich versammelten, sondern sich zur Ausübung ihres Gottesdienstes in den (Privat-)Häusern und im Tempel trafen, so wird es wohl auch in Damaskus gewesen sein. Da aber in

Damaskus kein Tempel stand, fanden sie sich außer in den eigenen Wohnungen – sofern sie solche besaßen – auch in den dortigen Synagogen zusammen, um – gemeinsam mit den Juden – ihrem Gott zu dienen und Jesus Christus als ihren Herrn zu bezeugen. Es wird uns nicht mitgeteilt, um wie viele Gläubige es sich bei den Christen in Damaskus handelte, wohl aber, dass sie »ein gutes Zeugnis hatte(n) von allen dort wohnenden Juden«.⁶ Juden und Judenchristen werden also dort in Damaskus zunächst als in friedlicher Koexistenz lebend geschildert.

Davon erfuhr auch dieser junge Pharisäer aus Jerusalem, dem die Ausrottung derjenigen, »die des Weges wären« (Apg 9,2), ein besonderes Anliegen war. Sein Hass war »flächendeckend«, er begnügte sich deshalb nicht mit der Verfolgung solcher in Jerusalem; der gesamte jüdische Einflussbereich sollte »christenfrei« werden. Mit den in Jerusalem lebenden Christen war er offenbar zu Ende gekommen, indem er sie entweder in Gefängnisse bringen oder sie gar umbringen ließ.⁷ Nun hatte er sich Briefe an die Synagogen in Damaskus erbeten, weil auch da die Gefahr bestand, dass der Einfluss derjenigen, »die des Weges waren«, auf die dortigen »rechtgläubigen« Juden ein verheerender wurde. Inwieweit die in Jerusalem (in Haft) lebenden Christen davon erfuhren, dass Saulus Richtung Syrien zog, wissen wir nicht, aber vielleicht wird für sie seine Abwesenheit eine Phase der Erholung gewesen sein, die es ihnen erlaubte, wieder etwas freier zu atmen.

Saulus jedenfalls erreichte Da-



6 Zumindest wird das von Ananias ausdrücklich erwähnt (Apg 22,12).

7 Wir müssen beachten, dass Stephanus zwar namentlich erwähnt wird, aber längst nicht der Einzige blieb, der für seinen Herrn sterben musste. Paulus weist selbst darauf hin, dass es viele waren, die er überlieferte (Apg 22,4; 26,10). Wie es Barnabas erging, der ja offenbar in Jerusalem blieb, als »alle« zerstreut wurden, wird nicht berichtet; wir liegen aber sicher nicht falsch, wenn wir annehmen, dass er die ganze Brutalität, mit der Saulus vorgeht, miterlebt hat.



maskus nicht so, wie er es geplant hatte. Ausgerüstet mit den Papieren des Hohenpriesters, die ihn als Vollstrecker des rechtmäßigen jüdischen Glaubens auswiesen, und begleitet von einer Schar Bewaffneter, die ihm bei der Gefangennahme Abtrünniger behilflich sein sollten, brach er nach Syrien auf. Kurz vor seinem Ziel umstrahlte ihn jedoch plötzlich ein derart helles Licht, dass er blind und kraftlos zu Boden sank. Und derjenige, dem sein ganzer Widerstand gegolten hatte, fragte den am Boden Liegenden: »Saul, Saul, was verfolgst du mich?« Auf seine Gegenfrage hin »Wer bist du, Herr?« erhielt er zur Antwort: »Ich bin Jesus, den du verfolgst!« (Apg 9,4f.). Der bis ins Mark erschütterte Saulus wurde in die nahegelegene Stadt geleitet, wo er drei Tage betend und fastend das Erlebte zu begreifen und zu erfassen suchte. Am dritten Tag kam dann jener Ananias, von dessen gutem Zeugnis bereits oben die Rede war, zu Saulus, legte ihm die Hände auf, sodass er wieder sehend wurde, und eröffnete dem zum Glauben Gekommenen den für ihn bestimmten göttlichen Plan.

Ananias war es auch, der den mit Heiligem Geist erfüllten Saulus taufte und in die Gemeinschaft der in Damaskus lebenden Jünger einführte. Wir müssen bedenken, dass Letzteres nicht so einfach und unproblematisch war, wie der Text in Kapitel 9 sich liest. Als nämlich Ananias den Auftrag erhielt, zu Saulus zu gehen, um ihm die Hände aufzulegen, »damit er wieder sehend werde«, erkennen wir die begründeten Vorbehalte, die dieser fromme Mann seinem Herrn gegenüber äußerte (Apg 9,13). Er und

die übrigen Christen aus Damaskus hatten Paulus ja in Jerusalem selbst erlebt, wie er die Verfolgung angeheißt und dem Morden ihrer Brüder zugestimmt hatte. Ja, ihr eigenes, eigentlich ungewolltes Asyl in Syrien hatten sie letztlich dem zu verdanken, der jetzt als geläutert galt. Wie konnten sie den nun Bruder nennen, der vor kurzem so unbarmherzig gegen sie, die sich doch nichts hatten zuschulden kommen lassen, vorgegangen war und sie vertrieben hatte?

Und damit nicht genug, hatten sie doch erfahren, dass der, den Ananias da mitbrachte, weiter gewütet hatte und zwischenzeitlich auch in hohepriesterlichem Auftrag nach Damaskus aufgebrochen war, um auch hier sein Unwesen zu treiben! Der Herr nahm die Einlassungen von Ananias zur Kenntnis, beantwortete diese aber durch ein unmissverständliches »Gehe hin« (Apg 9,15) und ließ ihn den Plan, den er für Saulus hatte, wissen. Und Ananias regierte prompt: »Ananias aber ging hin« (Apg 9,17), vermerkt Lukas, und wir ahnen dabei etwas von dem unbedingten Gehorsam, den dieser Gottesmann zeigte. Aber nicht nur, dass er sich sofort auf den Weg machte und Saulus aufsuchte, auch das erste Wort, von dem die Schrift sagt, dass er diesem gegenüber äußerte, lässt uns aufhorchen: »Bruder Saul«. Dieser Ananias, der die eigene Umkehr erlebt hatte, war bereit, dies auch bei einem Saulus für möglich zu halten, und reichte diesem nicht nur »die Rechte der Gemeinschaft« (Gal 2,9), sondern er wird auch für dessen brüderliche Aufnahme bei den Geschwistern gesorgt haben. Saulus hielt sich jedenfalls noch »einige

Tage bei den Jüngern, die in Damaskus waren« (Apg 8,19), auf.

Die Gemeinschaft, die Saulus bei den Geschwistern genoss, ließ ihn nicht träge werden. Der gleiche Eifer, mit dem er vor seiner Bekehrung für das jüdische Gesetz gekämpft hatte, zeigte sich nun in der Verkündigung des Evangeliums: »sogleich predigte er in den Synagogen Jesus, dass dieser der Sohn Gottes ist« (Apg 9,20). Wir können uns vorstellen, wie das seine Zuhörer aufwühlte. Lukas berichtet im folgenden Vers über die uns durchaus verständliche Reaktion derer, die den verwandelten Saulus erlebten: »Alle aber, die es hörten, gerieten außer sich und sagten: Ist dieser nicht der, der in Jerusalem die zugrunde richtete, die diesen Namen anrufen, und dazu hierher gekommen war, sie gebunden zu den Hohenpriestern zu führen?« (Apg 9,21).⁸

Paulus indes ließ sich durch das Unverständnis seiner Zuhörer nicht irritieren: Im Gegenteil, je größer ihre Ablehnung, desto fester wurde seine Überzeugung. Er »erstarkte umso mehr« und bemühte sich, den Juden anhand der Schriften den Heilsweg Gottes klarzumachen, indem er ihnen »bewies« (Apg 9,22), dass der von ihnen erwartete Messias gerade der war, für den er nun mit Eifer zeugte.



Die chronologische Abfolge der Ereignisse, die sich dann in Damaskus abspielten, ist nur schwer rekonstruierbar, da Apg 9 offensichtlich nur grob über die weitere Entwicklung des Paulus berichtet. Er selbst nennt weitere Einzelheiten in Gal 1, die sich wiederum aber nicht ohne Schwierigkeiten in eine

eindeutige zeitliche Abfolge bringen lassen. Da es bei unseren Überlegungen aber nicht in erster Linie um Paulus geht, sondern um seinen späteren Weggefährten Barnabas, soll die Erörterung der chronologischen Abläufe an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden.

Bedeutsam und unstrittig ist allerdings, dass Paulus nach »viele(n) Tage(n)« (Apg 9,23) aus dem syrischen Damaskus fliehen musste.⁹ Seine Flucht war das Ergebnis jüdischer Nachstellungen, die – seinem eigenen früheren Beispiel folgend – seinem Leben galten. In blindem Eifer suchten seine jüdischen Mitbürger seiner habhaft zu werden, wozu sie u. a. auch sämtliche Ein- und Ausgänge der Stadt bewachen ließen. Doch der Herr, der Paulus in seinen Dienst gerufen hatte, rief dessen Mitbrüder auf den Plan, die ihn eines Nachts in einem Korb an der Stadtmauer abseilten. Dieses Attentat auf Paulus ist in die Anfangszeit des Königs Aretas IV. zu datieren,¹⁰ der in Damaskus einen Statthalter eingesetzt hatte (2Kor 11,32).

Begleitet von einer angemessenen Eskorte und im Besitz eines offiziellen Beglaubigungsschreibens war Paulus ehemals von Jerusalem nach Damaskus aufgebrochen, um nach erfolgreicher Mission mit gefangenen Christen wieder dorthin zurückzukehren und diese dann den Hohenpriestern zu überstellen. Daraus war nichts geworden. Jetzt endlich, »nach drei Jahren« (Gal 1,18), war er zwar wieder auf dem Weg nach Jerusalem, jedoch ohne einen Gefangenen und ohne eine Eskorte, und sein Ziel waren auch nicht die jüdischen Führer, sondern die Führer

8 Der zitierte Vers enthält neben der für unseren Kontext durchaus nachvollziehbaren Konsequenz der Zuhörer noch einige nicht unbedeutende Hinweise: Zum einen weist er im Verbund mit dem vorausgegangenen Vers darauf hin, dass es in Damaskus offenbar nicht nur eine Synagoge, sondern mehrere gab; zum anderen bestätigt er die o. g. Vermutung: Diejenigen, über deren Empfindungen hier berichtet wird, müssen Juden gewesen sein, andernfalls ergibt der Wortlaut keinen Sinn (»der die zugrunde richtete ... sie gebunden zu den Hohenpriestern zu führen«; ansonsten hätte es jeweils »uns« heißen müssen). Wenn es nun aber Juden waren, dann bescheinigen sie den Christen, dass diese wegen ihres Glaubens in Jerusalem verfolgt wurden und eben deshalb auch nun in Damaskus verfolgt werden sollten. Das heißt aber, die Christen waren den dortigen Juden nicht unbekannt, weil sie auch innerhalb ihrer Synagogen freimütig den anriefen, an den sie mit Überzeugung glaubten. Dabei erscheint die friedliche Koexistenz von Juden und Christen innerhalb der Synagoge so lange gewährleistet, wie nicht von außen (Jerusalem) interveniert wurde.

9 Nachdem er es vorübergehend schon einmal für eine Zeit verlassen hatte, um nach Arabien zu gehen (Gal 1,17).

10 Aretas IV. (9 v. Chr. – 40 n. Chr.) war der Schwiegervater des Herodes Antipas, den er, nachdem dieser seine Tochter verstoßen und Herodias geheiratet hatte, bekämpfte. Unter Kaiser Caligula war Aretas in der Zeit von 36 bis 40 n. Chr. Herrscher über Syrien.



- 11 Nach Vers 28 scheint es jedenfalls, als wäre die Phase der konkreten Verfolgung in Jerusalem einer Phase der Duldung gewichen, und insofern könnte es dort tatsächlich einen solchen Raum (zumindest aber bestimmte Zeiten, zu denen man sich als Gemeinde im Tempel zusammenfand) gegeben haben.
- 12 Diese Formulierung, die sich umgangssprachlich als Metapher für eine meist charakterliche Wandlung eines Menschen etabliert hat, ist eigentlich unzutreffend, weil sachlich nicht haltbar. Saulus wurde nicht durch seine Bekehrung zum Paulus, wie oft gemeint, sondern Paulus war der römische Zweitname des jüdischen Saulus (vgl. Fritz Rienecker: *Lexikon zur Bibel*). Zu beachten ist dazu, dass er durchaus auch nach seiner Bekehrung, und zwar bis zum Beginn der ersten Missionsreise, Saulus genannt wird (vgl. Apg 13,9). Wenn die Metapher nun hier gebraucht wird, dann wegen ihrer Griffbarkeit, nicht weil sie korrekt wäre. Im Übrigen werden beide Namen synonym verwendet.

seiner christlichen Mitgeschwister.

Paulus reiste allein zurück; nicht einmal ein Empfehlungsschreiben von seinen Brüdern in Damaskus scheint er bei sich gehabt zu haben (jedenfalls berichtet die Bibel davon nichts), obwohl man sich doch die zu erwartenden Probleme hätte denken können. Wenn je ein solches Schreiben seine Sinnhaftigkeit oder Notwendigkeit belegen müsste, dann wäre hier der denkbar günstigste aller Fälle gewesen. Aber Paulus kam unvermittelt und mit leeren Händen. Plötzlich stand er in der Gemeinde der Gläubigen, stand einfach da und suchte Anschluss bei denen, mit denen er sich durch Christus untrennbar verbunden wusste. Und deren Bestürzung war perfekt.

Sicher, sie hatten viele sich wandeln sehen, und auch sie selbst waren ja durch ihren Glauben an das Erlösungswerk Jesu radikal verändert worden, aber dass dieser Saulus, der viele ihrer Geschwister auf dem Kerbholz und ihre eigene Verfolgung inszeniert hatte, nun um Anschluss und Gemeinschaft bat, das übertraf ihre Vorstellungskraft bei weitem. »Alle fürchteten sich vor ihm«, heißt es lapidar in Apg 9,26. Wir lesen dies und verurteilen möglicherweise das unbrüderliche Verhalten Paulus gegenüber, weil wir von dessen Bekehrung gelesen und dessen Werdegang ein Stück weit verfolgt haben. Dabei machen wir – zumal wir hier im Westen leben und Verfolgung nur aus guten Büchern kennen – uns keine Vorstellung von dem, was es heißt, des Glaubens wegen mit dem Letzten rechnen zu müssen. Das jedenfalls hatten die Gläubigen in Jerusalem getan, und nun wurden ihr

Glaube und ihr Vertrauen mächtig strapaziert.

• • • • •

Apg 9,27: Barnabas aber nahm sich seiner an ...

Da taucht er wieder auf, dieser »Sohn des Trostes«, der sich als Vorreiter in Sachen Einheit und Gemeinschaft vor gut drei Jahren schon hervorgetan hatte, indem er bereitwillig auf seine Güter verzichtet hatte, um nach deren Verkauf mit dem Erlös für die Unterstützung der Minderbemittelten einzutreten. Und so wie er damals beispielhaft Christsein nicht nur als Formsache verstanden, sondern praktisch ausgelebt hatte, so ist er es wieder, der mit gutem Beispiel vorangeht. Das macht das »aber« deutlich, mit dem Lukas hier zum zweiten Mal auf den verweist, dessen Verhalten sich offenbar von dem der übrigen Geschwister in Jerusalem unterschied. Dabei schließt das »alle« des vorhergehenden Verses doch auch Barnabas in die Furcht ein, die die Geschwister in Jerusalem überkam, als Saulus plötzlich an die Pforte klopfte. Wie oft er vergeblich um Anschluss ersucht hatte und bei wem, ob er ihre Privathäuser aufgespürt hatte oder ihren Gemeinderaum,¹¹ darüber sagt die Bibel nichts, wohl aber darüber, dass seine Bemühungen zu scheitern drohten, weil die Glaubenden nicht zu glauben vermochten, was ihnen da zugemutet wurde. Und wenn wir uns fragen, wem denn nun Derartiges abverlangt wurde, für wahr zu halten, dass die Gnade Gottes »aus einem Saulus einen Paulus«¹² machen kann, dann wissen wir mit Bestimmtheit, dass es auf jeden Fall

die Apostel waren. Sie waren ja in Jerusalem geblieben und bildeten sozusagen das geistliche Rückgrat der dortigen Versammlung. Inwieweit sie jedoch dieser Bestimmung wirklich geistlich und nicht nur formal entsprachen, wollen und können wir nicht näher untersuchen. Der Kontext und vor allem Gal 1 scheinen aber sehr wohl deutlich zu machen, dass sie nicht nur in dem »alle« eingeschlossen waren, sondern auch in ihrer Haltung verblieben, sodass Paulus' Versuche, sich anschließen zu können, fast vergeblich gewesen wären.

Aber eben nur fast vergeblich, denn da war einer, von dem (vielleicht nach anfänglicher Zurückhaltung) gesagt wird: Er »nahm sich seiner an«, des unvermittelt Dastehenden, den er zwar noch gut aus vergangenen Zeiten kannte, aber in schlechter Erinnerung hatte. Barnabas war kein oberflächlicher, leichtgläubiger Zeitgenosse, Barnabas war ein Mann der Konsequenz, das beweisen schon die bisherigen Berichte über ihn. Und hier ging es eben um konsequenten Glauben, basierend auf der in Jesus Christus offenbarten und geschenkten Liebe zu allen Menschen, besonders aber zu den »Hausgenossen des Glaubens« (Gal 6,10). »Die Liebe glaubt alles«, wird Paulus einige Jahre später den Korinthern schreiben (1Kor 13,7), und dass dieses inspirierte Wort auch seine hier in Jerusalem gemachte Erfahrung widerspiegelt, dürfen wir als sicher annehmen.

... brachte ihn zu den Aposteln ...

Wenn hier nun endlich doch die Apostel erwähnt werden, dass sie mit Saulus in Berührung kamen,

sagt diese Stelle noch nichts darüber aus, zu wem oder zu wie vielen von ihnen er denn nun von Barnabas gebracht wurde. Die Frage würde sich auch gar nicht stellen, wenn Paulus später nicht selbst diese Zusammenkunft mit den Aposteln erwähnt hätte: Den Galatern gegenüber berichtet er nämlich von diesem Aufenthalt in Jerusalem, wobei er lediglich zwei Apostel benennt, mit denen er Kontakt hatte: Petrus und Jakobus; alle anderen bekam er, wie er definitiv schreibt, nicht zu Gesicht (Gal 1,19). Barnabas »brachte ihn zu den Aposteln«, schreibt Lukas dagegen, und man muss sich fragen: Hat Barnabas diesen Saulus bewusst nur zweien von ihnen vorgestellt und den übrigen vorenthalten, oder waren die Übrigen etwa nicht gewillt, diesen ehemaligen Verfolger der Versammlung überhaupt wahrzunehmen? Wo die Bibel schweigt, verbietet sich jegliche Spekulation, aber umso deutlicher müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass Petrus es war, der Paulus 15 Tage lang bei sich aufnahm.¹³ Und das, weil ein Barnabas da war, der den Glauben, die Liebe und die Zivilcourage besaß, diesen Zurückgekehrten nicht abzuweisen, sondern sich seiner anzunehmen. Da ist es ja schon bedeutsam, dass er Paulus nicht nur im Alleingang bei sich aufnahm, sondern, die Brisanz dieses Falles erkennend, bei den Führen der Gemeinde vorsprach und sie so in die Angelegenheit einbezog.

... und erzählte ihnen ...

Barnabas nimmt sich des Paulus an und berichtet den Aposteln den Werdegang dieses Mannes. Woher eigentlich wusste Barnabas, was

¹³ In diesem Zusammenhang sei auf zwei Bemerkungen hingewiesen, die für unsere Überlegungen nicht unwichtig sind. Zum einen sagt Paulus den Galatern, dass sein Besuch in Jerusalem eigentlich nur einem Zweck gedient habe: nämlich dem Kennenlernen des Petrus (Gal 1,18). Insofern war der Kontakt, den Paulus in Jerusalem hatte, durchaus gewollt. Dass er dabei auch mit Jakobus in Berührung kam, wird ihm nicht unangenehm gewesen sein, zumal Jakobus doch zwischenzeitlich dort eine führende Rolle eingenommen hatte. Wenn die Kontakte des Paulus also auf zwei Apostel beschränkt blieben, dann entsprach dies zunächst durchaus seiner Besuchsintention. Damit ist die Frage, warum keine Kontakte mit den übrigen Aposteln zustande kamen, vordergründig hinreichend erklärt. Eine weitere Erklärung könnte darin liegen, dass der Wirkungskreis der Apostel ja nicht nur auf Jerusalem beschränkt war, sondern sich auch auf die umliegenden Gebiete erstreckte (vgl. 8,5-14). Insofern wäre es also auch denkbar, dass zur Ankunftszeit des Paulus in Jerusalem außer Petrus und Jakobus keine weiteren Apostel anwesend waren. Dies würde im Übrigen auch Kap. 12,17 erklären, wo Petrus den zum Gebet Versammelten aufträgt, seine Freilassung denen zu erzählen, die selbst nicht anwesend waren, als es um das anhaltende Gebet für Petrus ging.

den Aposteln verborgen war? Drei mögliche Antworten sind denkbar:

- Entweder war er selbst zwischenzeitlich in Damaskus gewesen und hatte sich ein Bild von der Wandlung und dem Eifer dieses Mannes machen können

- oder ihm war von Dritten über die Ereignisse berichtet worden

- oder aber Paulus hatte ihm nach seiner Ankunft in Jerusalem seine Bekehrung und sein Wirken in Damaskus mitgeteilt.

Die erste Alternative erscheint insofern äußerst unwahrscheinlich, als Lukas kein Wort davon erzählt. Und diese bedeutende Sachlage, die doch weitreichende Auswirkungen auf die Gemeinde in Jerusalem haben musste, hätte er mit Sicherheit erwähnt, wenn Barnabas in Damaskus gewesen wäre. Außerdem wäre das ungläubige Verhalten der Jerusalemer Geschwister dann nicht zu erklären, wenn ihnen die Vorgänge zuvor durch Barnabas bekannt gemacht worden wären. Auch die denkbare Variante, dass Barnabas zeitgleich mit Paulus in Jerusalem eintraf und somit keine Gelegenheit mehr hatte, die Gemeinde zu informieren, erscheint wenig sinnvoll.

Die zweite Möglichkeit ist ebenso unwahrscheinlich wie die erste, weil Barnabas – hätte er vorab von den Ereignissen gehört – diese der Versammlung mit Sicherheit ja nicht verheimlicht hätte und deren Furcht bei der Ankunft des Paulus unbegründet gewesen wäre.

Bleibt nur noch die dritte als denkbare Erklärung, und der Zusammenhang scheint auch gerade darauf zu verweisen. Barnabas, dieser Mann des Glaubens, hält nicht nur für wahr, was ihm von Saulus

berichtet wird. Er ist so sehr von dem Wirken Gottes in dem einstigen Verfolger überzeugt, dass er sich zu dessen Sprecher macht und sich somit quasi für die Wahrfähigkeit des Unwahrscheinlichen verbürgt.

... wie er auf dem Weg den Herrn gesehen habe und dass dieser zu ihm geredet habe und wie er in Damaskus freimütig im Namen Jesu gesprochen habe.

Die Bekehrung des Paulus ist untrennbar mit seinem Damaskus-Erlebnis verbunden. Er befand sich auf dem Weg, um diejenigen, »die des Weges wären« (Apg 9,2), gefangen zu nehmen. Hier verdeutlicht Lukas sozusagen mit einem Wortspiel, was Jesaja in Kap. 55,8 als göttliche Wahrheit erklärte.

Aber nicht nur »der Weg« hat für Paulus seit Damaskus zentrale Bedeutung (vgl. 19,9,23; 22,4), auch die persönliche Erscheinung des Herrn ist für ihn fortan Kristallisationspunkt seiner Überzeugung (vgl. 22,8ff.; 26,14f.; Gal 1,15; 1Kor 15,8).

Uns, die wir die Ereignisse ja aus den Berichten des Lukas kennen, macht es keine Mühe, den Erzählungen des Paulus Glauben zu schenken. Anders sah es da schon für Barnabas aus. Er wusste aus eigener Erfahrung um die Vergangenheit dieses Mannes. Und gerade dem sollte der Herr persönlich erschienen sein, mit ihm geredet und ihn von dem alleinigen Weg überzeugt haben? Wir können eigentlich nur erraten, wenn wir uns in die Situation hineinzuversetzen versuchen, was es für Barnabas bedeutet haben muss, diesen Mann als Bruder und seine Erzählungen als wahr zu akzeptieren. Wenn wir

das aber tun, wird uns die Glaubensgröße dieses Barnabas ein wenig deutlicher.

Apg 9,28: Und er ging mit ihnen aus und ein in Jerusalem und sprach freimütig im Namen des Herrn.

Diese Feststellung steht in dialektalem Gegensatz zur Aussage des 26. Verses. Alle hatten sich gefürchtet, keiner hatte Paulus geglaubt, nun geht er mit ihnen aus und ein. Zwischen diesen Gegensätzen liegt lediglich das Zeugnis des Barnabas, und weil nur dieses erwähnt wird, kommt ihm besondere Bedeutung zu. Barnabas war, wie wir schon sahen, ein geachteter Bruder, dessen Wort innerhalb der Jerusalemer Gemeinde Gewicht hatte. Wenn der sich nun für den bekehrten Saulus einsetzte, wer hätte da noch widersprechen mögen? Kein Wort des Vorbehalts, nicht einmal ein kritisches Hinterfragen seitens der Apostel wird berichtet.

Wenn diese Tatsache nun einerseits ein Licht auf die offensichtlich uneingeschränkte Vertrauenswürdigkeit des Barnabas wirft, dann erzeugt sie andererseits auch von der immer noch intakten Einigkeit der Jerusalemer Gemeinde: Ein Bruder hatte durch sein Urteil einen als Unperson bekannten Menschen rehabilitiert, und alle Geschwister schlossen sich diesem Urteil vorbehaltlos an.

Horst von der Heyden



rigatio

Kurs- und Studienmaterial

Vier Evangelien – ein Thema: Jesus Christus, der Sohn Gottes!

Eine hilfreiche PDF-Datei mit vielen Funktionen
zum persönlichen Bibelstudium.



Horst von der Heyden

Evangelien Synopsis

PDF zum Download
Best.-Nr.: 682044

EUR 4,95



rigatio Stiftung gGmbH
Carl-Benz-Straße 2
57299 Burbach | Deutschland
www.rigatio.com

Warum ich mich entschlossen habe, mit der **Brüderbewegung** verbunden zu bleiben

Meine persönliche Sicht

Vor einigen Jahren las ich das Buch *The Living Church – Convictions of a Lifelong Pastor* («Die lebendige Gemeinde – Überzeugungen eines lebenslangen Pastors»), verfasst von John Stott im Alter von über 80 Jahren. Sein historischer Anhang erregte meine Aufmerksamkeit: »Warum ich immer noch Mitglied der Kirche von England bin«. Stotts vier persönliche Gründe halfen mir, den Hintergrund dieses Bibellehrers, den ich in den letzten drei Jahrzehnten immer mehr respektieren gelernt habe, besser zu verstehen. Hier möchte ich nun meine eigene Geschichte erzählen.

Ich werde in diesem Artikel fünf Gründe präsentieren, warum ich mich entschlossen habe, mit der Brüderbewegung verbunden zu bleiben. Es ist meine ganz persönliche Sicht der Dinge. Wenn ich das tue, behaupte ich weder, dass diese fünf Gründe die wichtigsten biblischen Lehren sind, noch möchte ich christliche Gemeinschaften kritisieren, die anders darüber denken.

Es ist definitiv nicht meine Absicht, den Eindruck zu erwecken, dass »wir« die Einzigsten seien, die diese fünf Ziele anstreben. Tatsächlich werden sie heutzutage sogar von viel mehr Christen praktiziert als vor zwei Jahrhunderten, als die Brüderbewegung entstand – und es bereitet mir immer große Freude zu sehen, wo überall sie geschätzt und praktiziert werden! Dennoch muss man sagen, dass diese fünf edlen Ziele für die Vision der »Brüder« wesentlich sind – sie inspirierten eine Generation von Brüdern und Schwestern so sehr, dass ihr Bestreben, nach diesen Prinzipien zu leben, auch viele andere Christen weltweit begeisterte. Das Verfolgen dieser Vision führte zur Entstehung dessen, was Historiker heute die Brüderbewegung nennen. Ich glaube, sie war eine der vielen Bewegungen Gottes.

Leider wurden allerdings ziemlich bald große Teile der Bewegung mit lehrmäßigen Viren infiziert, wodurch die Gemeinschaft und Zusammenarbeit eingeschränkt und auf größere Einheitlichkeit in der Praxis gedrängt wurde. Außerdem haben persönliche Konflikte und manchmal sogar Arroganz gegenüber denen, die »nicht mit uns sind«, der Bewegung tiefgehend geschadet. Doch ihre ursprüngliche Vision mit ihren fünf edlen Zielen lebt und inspiriert noch heute. Sie macht mein Herz immer noch warm und gibt mir die Richtung für den Weg vor, den ich als Christ gehen möchte.

1. Wir streben danach, dem Herrn Jesus in unserem persönlichen Leben und in unserer Gemeinschaft den höchsten Platz zu geben.

Wie es bei wiedergeborenen Christen eigentlich normal sein sollte, lieben die mit der Brüderbewegung verbundenen Geschwister den Herrn Jesus zutiefst. Bei ihrer Bekehrung haben sie ihm individuell ihr Leben unterstellt. Sie sind davon überzeugt, dass sein auf Golgatha vergossenes Blut ausreicht, um sie »von aller Sünde« zu reinigen (1Joh 1,7). Aus diesem Grund freuen sie sich in dem Wissen, dass ihr Heil sicher ist und dass sie »ewiges Leben haben und nicht ins Gericht kommen« (vgl. Joh 5,24). Außerdem teilen sie die glückliche Erfahrung, die die Gläubigen bereits machten, als sich das Christentum über die gesamte bekannte Welt ausbreitete. Petrus schrieb über diese Freude: »... den ihr liebt, obgleich ihr ihn nicht gesehen habt; an den ihr glaubt, obwohl ihr ihn jetzt nicht seht, über den ihr mit unaussprechlicher und verherrlichter Freude jubelt« (1Petr 1,8). Sie erkennen zudem den einzigartigen und besonderen Platz an, den der Herr Jesus in ihrem gemeinschaftlichen Leben haben sollte: »Er ist das Haupt des Leibes, der Gemeinde. Er ist der Anfang, der Erstgeborene aus den Toten, damit er in allem den Vorrang habe« (Kol 1,18).



Im Mittelpunkt aller christlichen Gemeinden, die in irgendeiner Weise mit der Brüderbewegung verbunden sind, steht das Abendmahl, das normalerweise jede Woche gefeiert wird. Der von Jesus geäußerte Wunsch »*Dies tut zu meinem Gedächtnis*« (Lk 22,19) ermutigt jeden Bruder und jede Schwester, sich in Dankbarkeit auf die Person Jesu Christi zu konzentrieren – darauf, wer er ist, was er getan hat und was er noch tun wird. Sie glauben, dass der Herr Jesus während dieses Zusammenkommens – wie auch bei allen anderen Zusammenkünften der Gemeinde – selbst in ihrer Mitte ist. Zur Förderung ihres Glaubens zitieren sie häufig Mt 18,20: »*Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich in ihrer Mitte.*« Diese Realität verleiht ihren Versammlungen Würde und Bedeutung. Wenn sie anbeten, streben sie danach, dem Herrn Jesus diese herausragende Position zu geben, und das erfüllt ihr Herz mit jener »*unaussprechlichen und verherrlichten Freude*«. Diese Wahrheit kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen.

2. Wir erkennen die einzigartige Autorität des Wortes Gottes – der Bibel – an und suchen uns ihr unterzuordnen.

Wahrheit und Lehre sind den Geschwistern der Brüderbewegung sehr wichtig. Durch persönliches Studium und ihre vielen Konferenzen, Vorträge und Wortbetrachtungen wollen sie der apostolischen Anweisung Folge leisten: »*Das Wort des Christus wohne reichlich in euch; in aller Weisheit lehrt und ermahnt euch gegenseitig! Mit Psalmen, Lobliedern und geistlichen Liedern singt Gott in euren Herzen in Gnade!*« (Kol 3,16). Sie streben danach, in der Heiligen Schrift Richtlinien für ihr persönliches und gemeinschaftliches Leben zu finden. Wie der Psalmist singen sie: »*Eine Leuchte für meinen Fuß ist dein Wort, ein Licht für meinen Pfad*« (Ps 119,105). Sie betrachten die Bibel als Gottes vollständige, einzigartige und autoritative Offenbarung und nehmen Judas' Ermahnung, »*für den ein für alle Mal den Heiligen überlieferten Glauben zu kämpfen*« (Jud 3), sehr ernst.

Verschiedene Sprachgruppen haben ihre respektierten und bevorzugten Prediger und Autoren. Leider haben deren Interpretationen, Erklärungen und Schriften in der Praxis manchmal eine ähnliche Autorität erhalten wie die Heilige Schrift selbst. Aber im Prinzip hat nur die Heilige Schrift endgültige Autorität. Die »Brüder« sagen aufrichtig, dass sie immer dafür offen sind, ihr Denken verändern zu lassen, wenn sich aus der Bibel zeigen lässt, dass dies notwendig ist.

Fragt jemand nach dem Glaubensbekenntnis der Brüderbewegung, wird man ihm immer eine Bibel geben. In meinen 20er und 30er Jahren fand ich das frustrierend. Damals hätte ich eine Liste mit den wichtigsten, unverwechselbaren Lehren und Praktiken vorgezogen. Doch heute, in meinen 50ern, bin ich glücklich, dass mein Glaubensbekenntnis die ganze Bibel ist, denn dies ermöglicht es mir, die Bibel unvoreingenommen zu studieren und Gottes Licht zu suchen, anstatt mich gezwungen zu fühlen, eine bestimmte Zusammenstellung akzeptierter Aussagen und Erklärungen verteidigen zu müssen. Ich brauche mich vor der

Wahrheit nicht zu fürchten – wohin sie mich auch führen mag. Es gibt Raum zum Erforschen, zum Wachsen und zum Lernen von anderen.

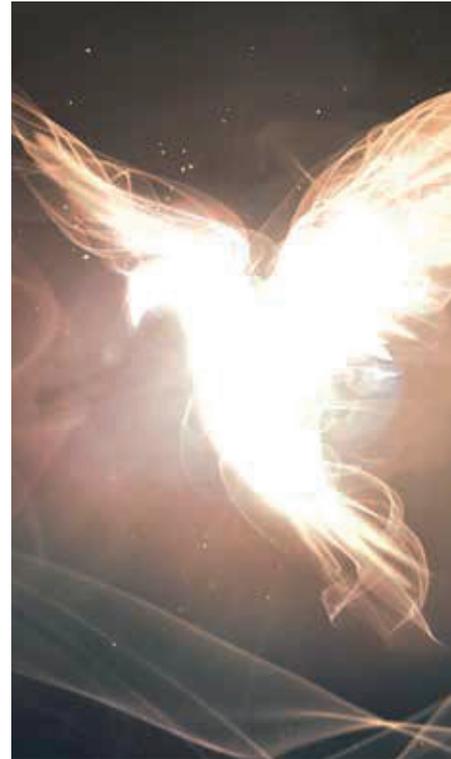
Freiwillige Unterordnung unter Gottes Wort ist gut für uns. Der Apostel Paulus ermahnte Titus eindringlich: »Du aber rede, was der gesunden Lehre ziemt« (Tit 2,1). Christliche Leiter können – selbst wenn sie gute Absichten haben – die Bibel benutzen, um einengende, manipulative und *ungesunde* Gemeinschaften zu fördern. Das richtige Verständnis und die richtige Anwendung von Gottes Offenbarung wird jedoch immer zu *gesunden* Gemeinden, *gesunden* Familien, *gesundem* Denken und *gesundem* Leben führen. Wenn Gnade und Wahrheit Hand in Hand gehen, wird es beim Gehorchen Freude und Frieden geben. Freiwillige Unterordnung unter Gottes Wort ist sogar eine Sprache der Liebe: »Denn dies ist die Liebe Gottes, dass wir seine Gebote halten« (1Joh 5,3).

3. Wir wünschen uns zutiefst, vom Heiligen Geist geleitet und bevollmächtigt zu werden.

Gemeinsam mit den meisten anderen Christen glauben die mit der Brüderbewegung verbundenen, dass der Heilige Geist in jedem wiedergeborenen Gläubigen wohnt. Jeder Christ ist mit dem Heiligen Geist versiegelt, und wir sind alle »in *einem* Geist zu *einem* Leib getauft worden« (1Kor 12,13). Interessanterweise ist der tiefe Wunsch, persönlich und beim Zusammensein als Gemeinde vom Heiligen Geist geleitet zu werden, bereits seit den Anfängen der Brüderbewegung vorhanden. Diese Sehnsucht ist auch heute noch lebendig. Die »Brüder« glauben, dass der Heilige Geist ein besonderes Interesse daran hat, Christus zu verherrlichen.

Besonders sichtbar ist das Warten auf den Geist, wenn die Gemeinde zusammenkommt, um das Abendmahl zu feiern. Während dieser Zusammenkunft erwarten die Versammelten, dass der Heilige Geist unter ihnen wirkt, dass er ihr Herz anrührt, dass er ihnen Gedanken und Eindrücke gibt, die dazu führen können, dass ein bestimmtes Lied gesungen, ein Bibeltext vorgelesen oder ein Gedanke im Gebet ausgedrückt wird. Solche Zusammenkünfte sind daher im Grunde sehr *subjektiv*. Die tiefe Hingabe an Wahrheit und Lehre (*objektive* Offenbarung), verbunden mit dem tiefen Wunsch, auf Eingebungen des Heiligen Geistes zu hören und zu reagieren (*subjektive* Offenbarung), sorgen für eine sehr interessante Mischung aus *Objektivität* und *Subjektivität* in der Brüderbewegung.

Im 19. Jahrhundert haben Lehrer der Brüderbewegung einen Beitrag dazu geleistet, unter dem weltweiten Leib Christi die heilsgeschichtliche Auslegung der Heiligen Schrift (»Dispensationalismus«) zu verbreiten. Einfach gesagt bedeutet das, dass Gott im Lauf der Zeit seine Handlungsweise mit der Menschheit verändert hat. Manche denken, dass diese Lehre das Wirken des Heiligen Geistes in unserer heutigen Zeit einschränke. Das ist jedoch nicht wahr. Jesu Tod und Auferstehung zusammen mit der Ausgießung des Heiligen Geistes an Pfingsten sind unwiederholbare historische Ereignisse. Einige Zeichen und Wunder





wurden gegeben, um das Gründungswerk der »Apostel und Propheten« zu bestätigen (vgl. Eph 2,20; 1Kor 12,12). Doch das Werk des Heiligen Geistes damals und heute ist viel breiter.

Die Gemeinde des 1. Jahrhunderts und die heutige Gemeinde gehören zur selben Heilsepoche – es gibt starke Elemente der Kontinuität. Wenn die ersten Gläubigen die Kraft des Heiligen Geistes brauchten, um »Zeugen« (Apg 1,8) zu sein, brauchen wir diese Kraft auch heute, um gute Zeugen sein zu können. Wenn die ersten Gläubigen geistliche Gaben oder Kraftwirkungen bekamen, um die Gemeinde zu erbauen (vgl. 1Kor 12,7; 14,1–12), brauchen wir diese Werkzeuge des Heiligen Geistes auch heute, um die Gemeinde zu erbauen. Wenn Gott den frühen Gemeinden in Galatien seinen Geist gab und »Wunderwerke« unter ihnen wirkte (Gal 3,5), gibt es keinen Grund, warum er das heute nicht auch wieder tun könnte – darum gehen du und ich ja immer noch in die Gebetsstunden. Deshalb beten wir erwartungsvoll – aber immer in dem Bewusstsein, dass Gott souverän bleibt und dass der Geist »jedem besonders austeilt, wie er will« (1Kor 12,11).

Das ganz Besondere an der Heilsepoche der Gemeinde ist das Wirken des Heiligen Geistes, der jetzt nicht nur einige ausgewählte Personen, sondern *alle* Gläubigen gebraucht, leitet und bevollmächtigt! Deshalb ist jeder Christ aufgefordert, »voller Geist« zu werden (Eph 5,18). Und deshalb gilt auch für alle Christen: »Strebt nach der Liebe; eifert aber nach den geistlichen Gaben«, und vielleicht im Rahmen der Gottesdienste: »besonders aber, dass ihr weisagt« (1Kor 14,1). Der Heilige Geist möchte uns verändern, indem er seine wunderbare Frucht, nämlich »Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit« (Gal 5,22f.), in jedem Christen bewirkt.

Dieser Hunger danach, vom Heiligen Geist geleitet, verändert und bevollmächtigt zu werden, ist auch heute noch lebendig. Historisch gesehen hat er seinen kollektiven Ausdruck in den Anbetungsstunden und im Dienst der Weissagung gefunden – und bei vielen wächst das Bewusstsein dafür, dass wir solche Sensibilität, Führung und Vollmacht in allen Bereichen des Lebens und Dienstes brauchen: »Getrennt von mir könnt ihr nichts tun« (Joh 15,5).

4. Wir glauben fest an das Priestertum aller Gläubigen und fördern es aktiv.

Das Priestertum aller Gläubigen ist eine Lehre, die die von Menschen erdachte Unterscheidung zwischen »Priestern« und »Laien« abschafft. Es gab eine Zeit, in der man eine Lizenz brauchte, um in Europa die Bibel in der Öffentlichkeit zu predigen. In dieser Zeit herrschte ein sehr deutlicher Unterschied zwischen dem Experten, dem Priester, und dem Rest. Aber das Neue Testament macht deutlich, dass jeder Gläubige ein Priester ist: »Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, eine heilige Nation, ein Volk zum Besitztum, damit ihr die Tugenden dessen verkündigt, der euch aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht berufen hat« (1Petr 2,9).

Christliche Gemeinden, die ihre Wurzeln in der Brüderbewegung haben, bemühen sich in der Regel sehr eifrig, die Beteiligung vieler Gläubiger zu fördern, jeder nach seiner Berufung, seiner Begabung, seiner Reife und seinem aktuellen geistlichen Zustand. Jeder Teil des Körpers wird gebraucht. Passivität eines Gliedes schadet dem ganzen Körper. Man versucht daher, jedes Glied des Leibes Christi zu ermutigen, seine Funktion zu erfüllen.

Das Priestertum aller Gläubigen ist außerdem eine Lehre, die die von Menschen gemachte Unterscheidung zwischen »Priestern« und »Frauen« aufhebt. Im Alten Testament waren die Priester in Israel Männer. Im Neuen Testament erfahren wir, dass *jeder Gläubige* ein Priester ist. Christliche Frauen können genauso wie christliche Männer »*geistliche Schlachtopfer darbringen, Gott wohlnehmbar durch Jesus Christus*« (1Petr 2,5). Finanzielle Gaben und materielle Unterstützung werden als »*ein duftender Wohlgeruch, ein angenehmes Opfer, Gott wohlgefällig*« (Phil 4,18) gesehen. Auch unseren aus dem Glauben kommenden Dienst können wir Gott opfern (Phil 2,17). Unser »*Opfer des Lobes*«, die »*Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen*«, ist ebenfalls ein geistliches Opfer (Hebr 13,15). Wir werden alle ermutigt, Gott unseren Körper (mit seinen Vorlieben, Bedürfnissen und Wünschen) »*darzustellen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer, was euer vernünftiger Gottesdienst ist*« (Röm 12,1).

Das Geschlecht ist heutzutage ein sensibles Thema. Die Bibel macht sehr deutlich, dass Männer und Frauen in den Augen Gottes den gleichen Wert haben, aber auch, dass Gott im Kontext von Familie und Gemeindeleben unterschiedliche Dinge von einem Mann und einer Frau erwartet. Jedes christliche Paar sollte eine schöne, angemessene Weise finden, diesen Unterschied zwischen Mann und Frau im Familienleben auszudrücken. Ebenso muss auch jede christliche Gemeinde eine schöne, angemessene Form finden, wie sie die Anweisungen der Bibel ernst nimmt und den Unterschied zwischen Mann und Frau im Gemeindeleben zum Ausdruck bringt.

Die Gemeinden, denen wir im Neuen Testament begegnen, werden von einer Gruppe von reifen Männern geleitet, die Älteste oder Aufseher genannt werden. Andere Gemeindeglieder dienen der Gemeinschaft als Diakone. Manche haben besondere Gaben als Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer. Egal was dein Geschlecht und deine Funktion oder Begabung ist: Gott sieht uns alle als Priester, die ihm eine Vielfalt geistlicher Opfer bringen können.

Zwischen den Gemeinden, die mit der Brüderbewegung verbunden waren, hat es schon immer Unterschiede gegeben; das ist nichts Neues. Auch gesunde Familien können ganz unterschiedlich sein. Es ist daher gut, sich daran zu erinnern, dass die Bindungskraft einer Bewegung in ihrer Vision und Leidenschaft besteht und nicht in Strukturen, Listen, Formen oder der Art, wie man bestimmte Dinge tut. Was die Brüder und Schwestern der Brüderbewegung verbindet und inspiriert, ist eine gemeinsame Liebe zum und Hingabe an den Herrn Jesus,





eine Leidenschaft für das Wort Gottes, eine Sehnsucht, vom Heiligen Geist geleitet und bevollmächtigt zu werden, und ein Verlangen, die volle Beteiligung jedes Gläubigen in seiner von Gott gegebenen Funktion als Priester zu fördern.

5. Wir nehmen opferbereit und begeistert am Aufbau des weltweiten Leibes Christi teil.

Als besonders wichtig haben die Brüder und Schwestern der Brüderbewegung immer die Einheit des einen Leibes Christi angesehen. Sie haben sich selbst als Teil dieser einen weltweiten Gemeinde Jesu Christi betrachtet. Es gibt nur *einen* Leib, nur *eine* Herde, nur *ein* Haus, *einen* Tempel, *eine* Familie Gottes. Wie der Herr Jesus selbst gehen auch sie in die Welt hinaus, um »zu suchen, was verloren ist« (vgl. Lk 19,10). Bücher über Weltmission zeigen die Auswirkungen des weitherzigen evangelistischen Eifers von mit der Brüderbewegung verbundenen Missionaren, Zeltmachern, Lehrern und Gemeinden. Man findet solche Männer und Frauen in der Evangelisations- und Gemeindegründungsarbeit, und man findet sie auch in vielen übergemeindlichen christlichen Organisationen, die sich beispielsweise auf Bibelübersetzung, Bibelverbreitung, Jugendarbeit, Evangelisationskampagnen oder Literaturarbeit spezialisieren, und in Projekten, die durch Hilfeleistungen für Kranke, Schwache und Notleidende Jesu Liebe in die Tat umsetzen.

Manchmal und in bestimmten geografischen Regionen verhalten sich mit der Brüderbewegung verbundene Gemeinden wie eine Denomination – manchmal sogar wie eine besonders starre und exklusive. In der Bibel gibt es gute Vorbilder dafür, wie man konstruktive und funktionierende Beziehungen zwischen christlichen Gemeinden aufbauen kann. Manchmal ist ein Netzwerk von Gemeinden einfach eine natürliche Entwicklung, wenn neue Gemeinden entstanden sind, oder eine Folge familiärer oder freundschaftlicher Verbindungen. Für andere Gemeinden ist ein eingeschränkter »Gemeinschaftskreis« (*circle of fellowship*) die einfachere Art, ein gewisses Maß an lehrmäßiger Übereinstimmung zu fördern oder gemeinsame Ressourcen wirksamer zu nutzen. Die Herausforderung ist, (a) wie man seine Gemeinde vor Lehren und Praktiken schützt, die man als ungesund oder unbiblich ansieht, und (b) wie man gleichzeitig den Segen genießt, den Gott durch die Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden geben möchte – auch mit solchen, die anders sind als die eigene Gemeinde.*

Die praktische Anerkennung des ganzen Leibes Christi hat die Brüder und Schwestern am Anfang der Brüderbewegung inspiriert. Diese wunderschöne Vision inspiriert mich auch heute noch, mich mit Aufopferung und Begeisterung am Aufbau des weltweiten Leibes Christi zu beteiligen.

Zusammenfassung

Warum habe ich mich entschlossen, weiterhin mit der Brüderbewegung verbunden zu bleiben? Kurz gesagt, weil ich immer noch ihre ur-

* Wer sich weiter mit diesem Thema befassen möchte, sei auf meine Artikelserie »Organische Netzwerke: Ein biblischer Überblick zur Anregung und Förderung fruchtbarer Beziehungen zwischen Gemeinden« verwiesen (*Zeit & Schrift* 5/2011 bis 1/2012).

sprüngleiche Vision teile. Diese fünf edlen Ziele inspirieren mich, machen mein Herz warm und geben mir die Richtung für meinen heutigen Lebensweg vor:

1. Jesus bei allem im Mittelpunkt stehen zu lassen.
2. Gottes Wort zu lieben und es mit offenem Herzen und Geist zu studieren.
3. Danach zu verlangen, von Gottes Heiligem Geist geleitet und bevollmächtigt zu werden.
4. Das Priestertum aller Gläubigen aktiv zu unterstützen.
5. Auf positive Weise zum Aufbau des Leibes Christi weltweit beizutragen.

Weil es so wichtig ist, möchte ich hier noch einmal wiederholen: Auch viele andere Gemeinden, die nie in irgendeiner Weise mit der Brüderbewegung verbunden waren, streben nach einigen oder allen dieser fünf Ziele. Einige von ihnen sind, denke ich, in ihrem Streben wahrscheinlich sogar aufrichtiger und leidenschaftlicher als wir. Wir sind auf jeden Fall nicht allein! Ebenso ist es wahr, dass manche Gemeinden, die behaupten, Teil der Brüderbewegung zu sein, in der Praxis nur wenig Engagement für diese ursprüngliche Vision zeigen. Sie scheinen damit zufrieden zu sein, an einer Form festzuhalten – an einer »Brüderart«, bestimmte Dinge zu tun. Wie bei den meisten Visionen sind Einsatz, Leidenschaft und Energie erforderlich, um sie am Leben zu erhalten.

Die Brüderbewegung hatte niemals das Ziel, ein exklusiver Club oder ein geschlossenes Netzwerk zu sein. Anfangs setzte sie alles daran, nicht für eine neue Denomination gehalten zu werden. Sie ist eine Bewegung und sollte es auch bleiben – eine Bewegung von Gott. Damit eine Bewegung auch eine »Bewegung« bleibt, darf sie nicht sektiererisch sein, sondern sie muss immer dazulernen, sich verbessern und sich anderen mitteilen. Und damit eine »Bewegung von Gott« eine solche bleiben kann, muss sie Gott erlauben, wirklich unter den Gliedern zu wirken, und zwar auf *seine* Weise – entweder so, wie er es in der Vergangenheit getan hat, oder auf eine ganz neue Art, wie es ihm gefällt. So wie die Israeliten in der Wüste müssen auch wir immer bereit sein, uns mit Gott weiterzubewegen, wenn er sich weiterbewegt, auch wenn wir dabei eine bequeme Oase verlassen müssen.

Was tut Gott heute? Lasst uns treu bleiben! Und lasst uns ein Teil der Bewegung bleiben!

Philip Nunn

(Übersetzung: Louisa Reumerman)



Biblische Seelsorge (12)

Depressionen verstehen (Teil 4)



Glaubensprobleme bei depressiv Kranken

W Weil die Depression den ganzen Menschen umfasst, wird beim Christen sehr oft auch das Glaubensleben durch die Krankheit beeinflusst. Jeder Seelsorger, jeder Angehörige und jeder Betroffene sollte das wissen, um die damit verbundenen inneren Nöte richtig einordnen zu können.

Gläubige Menschen, besonders die sensiblen unter ihnen, leiden deutlich stärker an »ihrer« Depression als andere. Häufig nehmen sie ihre erhöhte Sensibilität und ihren Perfektionismus ins Glaubensleben mit hinein und legen für sich selbst sehr strenge Maßstäbe an. Sie müssen geistliche Leistungen erbringen, um von Gott geliebt und angenommen zu werden. Jetzt in der Krankheit macht ihnen Beten und Bibellesen immer mehr Mühe, sie schaffen es kaum noch und fühlen sich dadurch schuldig vor Gott. Ihre Verbindung zu Jesus und zum Vater im Himmel scheint unterbrochen, sie spüren die Nähe Gottes nicht mehr und leiden darunter oft mehr als unter den übrigen Symptomen. Ihre Gebete bleiben unbeantwortet, sie reichen nur noch bis zur Zimmerdecke. Gottes Wort spendet ihnen keinen Trost und keine Hilfe mehr; Bibelverse, die früher inhaltsvoll und wichtig waren, wirken wie leere Worthülsen. Glaubenszweifel greifen um sich, quälende Gedanken drehen sich im Kopf: »Ich bin nicht errettet, ich gehe ja doch verloren. Ich war nie ein Kind Gottes. Ich habe die Sünde wider den Heiligen Geist begangen und lande ewig in der Hölle. Gott kann mir nicht mehr vergeben, er ist unendlich weit weg, es hat doch alles keinen Sinn mehr, mein Glaube ist wertlos!«

Gerade in diesen Situationen ist geduldige Seelsorge das Wichtigste. Ich kann als Helfer und Freund immer wieder versuchen, Trost und Glaubenssicherheit zu vermitteln – auch wenn vom Kranken keinerlei Reaktion kommt. Ich muss ihm die Zusagen der Bibel bei jedem Gespräch wiederholen. Hier sind einige bekannte Verse:

»Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir; und ich gebe ihnen ewiges Leben, und sie gehen nicht verloren in Ewigkeit, und niemand wird sie aus meiner Hand rauben. Mein Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer als alle, und niemand kann sie aus der Hand meines Vaters rauben. Ich und der Vater sind eins« (Joh 10,27–30).

»Wer wird gegen Gottes Auserwählte Anklage erhe-

ben? Gott ist es, der rechtfertigt. Wer ist, der verdamme? Christus Jesus ist es, der gestorben, ja noch mehr, der auferweckt, der auch zur Rechten Gottes ist, der sich auch für uns verwendet. Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? Bedrängnis oder Angst oder Verfolgung oder Hungersnot oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? ... Denn ich bin überzeugt, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendein anderes Geschöpf uns wird scheiden können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn« (Röm 8,33–35.38f.).

Der Kranke wird mir nicht antworten und keine Rückmeldung geben, damit muss ich rechnen. Trotzdem sind die Bibelverse nicht nutzlos. Genauso hilfreich sind kurze Gebete, in denen ich die Not direkt anspreche und Gott um Hilfe bitte. Der Kranke sagt nur mühsam »Amen« und reagiert kaum. Aber nach Wochen oder Monaten kommt er zu mir: »Du hast mir damals mit den Gesprächen und Gebeten unwahrscheinlich geholfen. Danke, dass du mich nicht im Stich gelassen hast!«

Ein eigenes Erlebnis bestätigt diese Erfahrung. Als meine Frau nach einer schweren Erkrankung mit Operation und sieben Tagen Intensivstation trotz Genesung in eine von Angst geprägte Depression verfiel, las ich ihr eines Abends auf der Couch die Verse aus Jes 43,1–3 vor:

»Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst! Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. Wenn du durchs Wasser gehst, ich bin bei dir, und durch Ströme, sie werden dich nicht überfluten. Wenn du durchs Feuer gehst, wirst du nicht versengt werden, und die Flamme wird dich nicht verbrennen. Denn ich bin der HERR, dein Gott, ... dein Retter.«

An dieser Stelle wollte ich schon die Bibel zuklappen, als mein Blick auf den Text weiter unten fiel (V. 4f.):

»Weil du teuer bist in meinen Augen und wertvoll bist und ich dich liebe, so gebe ich Menschen hin an deiner Stelle und Völkern anstelle deines Lebens. Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!«

Meine Frau zeigte keine Reaktion, ich redete wie vor eine Wand. Mit fast versteinertem Gesicht saß sie da, als wir noch zusammen beteten. Erst viele Wochen später meinte sie: »Die Bibelverse, die du mir damals vorgelesen hast, haben mich mitten ins Herz getroffen. Vor allem, weil ich plötzlich wieder wusste, dass

ich wertvoll in Gottes Augen bin und er mich trotz der Krankheit immer noch liebt ...!»

Der Seelsorger soll also nicht mutlos werden, wenn sein Gegenüber nicht reagiert. Die Krankheit lähmt ihn, aber Gott versteht ihn, und ich muss auch Verständnis für ihn aufbringen, und vor allem muss ich geduldig sein. Wie heißt es noch in 1Thess 5,14? »*Seid langmütig gegen alle!*«

Wenn der Depressive einverstanden ist, können auch andere in der Gemeinde und im Hauskreis für ihn beten. Allerdings muss er unbedingt vorher gefragt werden; denn für viele Christen ist eine Depression eine sehr »intime« Erkrankung, eine Krankheit, über die man nicht gerne spricht. Vielen bedeutet sie immer noch eine Niederlage des Glaubens und ein Beweis für Schuld oder Fehler im Glaubensleben. Wenn solche Gedanken den Gläubigen belasten, hilft oft der seelsorgerliche Hinweis auf treue Gottesmänner wie Mose und Elia, die offensichtlich auch von Depressionen gequält wurden und denen Gott keinen einzigen Vorwurf machte. Im Gegenteil, Gott brachte sehr viel Verständnis für sie auf und sorgte für ganz praktische Hilfe. Gerade wenn der Depressive keinen klaren Gedanken fassen kann und ihm jede Entscheidung schwerfällt, weist die Bibel auf Gottes Einfühlungsvermögen hin:

»*Wenn aber jemand von euch Weisheit mangelt, so bitte er Gott, der allen willig gibt und keine Vorwürfe macht, und sie wird ihm gegeben werden*« (Jak 1,5).

Oft muss es der Seelsorger selbst sein, der in Gottes Auftrag die Entscheidung für den Kranken trifft und ihm das auch klar und liebevoll vermittelt: »Wir machen das jetzt so, weil es für dich am besten ist. Wir haben dafür gebetet und vertrauen auf unseren Vater im Himmel.« Lange Abwägungen und Diskussionen helfen nicht weiter, sondern quälen den Kranken nur.

Selbstmord – die lebensgefährliche Seite der Depression

Darüber spricht keiner gern, genauso wenig wie über Krebserkrankungen. Trotzdem muss ich die Selbstmordgefahr hier erwähnen, und auch im Gespräch mit depressiv Kranken muss der mögliche Suizid unbedingt angesprochen werden. Von sich aus wagt kaum ein Kranker, dieses Thema zu berühren. Aber innerlich leidet er sehr stark, wenn Selbstmord-



gedanken in ihm hochkommen. Und dann ist es eine ungeheure Erleichterung, wenn er darauf angesprochen wird, wenn er Verständnis vorfindet und im vertraulichen Gespräch seine Spannung loswerden kann. Von außen kann ich nie genau erkennen, ob jemand gefährdet ist oder nicht. Es gibt aber gewisse Hinweise auf ein erhöhtes Suizidrisiko:

- Wenn tatsächlich einmal konkrete Selbstmordabsichten geäußert werden,
- wenn man einen Abschiedsbrief findet,
- wenn ein Kranker sich plötzlich immer mehr zurückzieht und dabei scheinbar ruhig und zufrieden wirkt,
- wenn er sich intensiv mit Personen beschäftigt, die Selbstmord begangen haben,
- ebenso bei Beschäftigung mit Büchern, Zeitschriften oder Filmen, die von Tod oder Suizid handeln.

Die sicherste Möglichkeit der Klärung ist, direkt danach zu fragen. Es gibt auch einen Fragenkatalog, der weiterhelfen kann:

1. Hast du in letzter Zeit daran denken müssen, dir das Leben zu nehmen? (ja)
2. Fast täglich? (ja)
3. Hast du auch daran denken müssen, ohne es zu wollen (haben sich die Selbstmordgedanken aufgedrängt)? (ja)
4. Hast du konkrete Ideen, wie du es machen kannst? (ja)
5. Hast du schon etwas vorbereitet? (ja)



6. Hast du schon mit jemand über deine Absichten gesprochen? (ja)
7. Hast du schon einmal versucht, dir das Leben zu nehmen? (ja)
8. Hat sich in deiner Familie oder deinem Freundeskreis schon einmal jemand das Leben genommen? (ja)
9. Empfindest du deine Situation als aussichtslos und hoffnungslos? (ja)
10. Fällt es dir schwer, an etwas anderes als an deine Probleme zu denken? (ja)
11. Hast du in letzter Zeit weniger Kontakte zu Freunden und Verwandten? (ja)
12. Wohnst du ganz allein? (ja)
13. Hast du noch Interesse an Schule, Beruf oder Hobbys? (nein)
14. Hast du jemand, mit dem du offen über deine Probleme sprechen kannst? (nein)
15. Fühlst du dich deiner Familie oder deinen Freunden sehr verpflichtet oder verbunden? (nein)
16. Gehörst du zu einer christlichen Gemeinde / würdest du dich als Christ bezeichnen? (nein)

Wenn der Kranke mehrere Fragen im Sinne der Selbstmordgefährdung mit Ja bzw. Nein beantwortet, müssen wir das sehr ernst nehmen. Die Suizidideen sind meist Ausdruck einer schweren Depression. Die Betroffenen haben sich früher nie mit solchen Gedanken beschäftigt, aber jetzt werden sie fast zwanghaft davon überfallen und können sich nicht dagegen wehren. Jeder Seelsorger muss ihnen volles Mitge-

fühl signalisieren; denn die Kranken leiden meist unter tiefen Schuldgefühlen, weil sie wissen: Selbstmord ist Sünde; sie können den inneren Drang mit ihrem Glauben nicht vereinbaren und stehen wie unter einer teuflischen Macht. In solchen Situationen gilt es, einen klaren Kopf zu bewahren und nicht in Panik zu verfallen. Folgende Punkte sind wichtig:

- Depressive mit Suizidgedanken gehören immer in ärztliche Behandlung.
 - Genauso wichtig ist das anhaltende Gebet von Freunden.
 - Alkohol, Drogen und manche Medikamente erhöhen das Suizidrisiko.
 - Der Kranke muss eine immer erreichbare Anlaufstelle haben (Telefon), falls der Drang zum Selbstmord übermächtig wird und er sich nicht dagegen wehren kann.
 - Dafür kann man eine Vereinbarung mit ihm treffen (evtl. schriftlich mit Unterschrift), dass er sich in diesem Fall sofort meldet.
 - Selbstmord ist niemals Ausdruck einer freien Entscheidung, sondern Anzeichen von Gebundenheit und Zwang im Rahmen der Depression.
 - Nach Besserung der Erkrankung entscheidet sich der Betroffene immer gegen den Selbstmord und ist dankbar für jede Hilfe in Krisenzeiten.
- Wenn gläubige Christen sich selbst das Leben genommen haben, machen sich die Angehörigen oft große Vorwürfe und Sorgen. Auch dann ist seelsorgerliche Hilfe nötig, mit Trost, Verständnis und Ermunterung. Für viele ist es hilfreich zu wissen, dass dem Gläubigen durch den Kreuzestod von Jesus Christus auch die Sünde des Selbstmords vergeben ist. Daran sollten wir keine Zweifel zulassen.

Wolfgang Vreemann



EIN AUSZUG AUS:

Bitte hilf meiner Seele
Seelsorgerlich helfen im Alltag

Christliche Verlagsgesellschaft
Dillenburg
ISBN 978-3-86353-515-5

432 Seiten, € 16,90

Deportiert nach Theresienstadt

Zum 75. Todestag von David Kogut

Anlässlich des 80. Jahrestages der Pogrome am 9. November 1938 wurde in vielfältiger Form an das Schicksal der Deutschen jüdischer Herkunft während der Zeit des Nationalsozialismus erinnert. 1933 lebten ca. 500 000 sog. Glaubensjuden in Deutschland, d. h. Juden, die sich zur jüdischen Religion bekannten. Etwa 400 000 weitere Deutsche jüdischer Herkunft – so die Schätzungen – müssen dazugerechnet werden; davon waren mehr als zwei Drittel evangelischen Glaubens. Einer von ihnen war David Kogut, der der »Christlichen Versammlung« in Siegen angehörte. Vor 75 Jahren wurde er im KZ Theresienstadt ermordet. In den folgenden Zeilen soll an ihn und seine Familie erinnert werden.



David Kogut (1937)

David Ludwig Salomon Kogut wurde am 3. März 1877 in Rowno/Wolhynien (heute Rivne in der Ukraine) geboren. 1901 wurde er in Warschau Christ und erlebte – so seine Schilderung in einem Brief an den bekannten holländischen Bruder Johannes Nicolaas Voorhoeve (1873–1948) – sofort eine »Verfolgung« seitens seiner bisherigen Glaubensgenossen.

Deshalb ging David Kogut 1902 mit seiner Frau Debora – die beiden hatten erst vor kurzem geheiratet – nach Deutschland, wahrscheinlich zuerst nach Kassel. Die Familie – im Laufe der Jahre wurden dem Ehepaar Kogut fünf Kinder geboren – zog aus beruflichen Gründen später häufig um. Seit 1924 war David Kogut in Kaan-Marienborn gemeldet. In den 1930er Jahren verlegte die Familie ihren Wohnsitz nach Eisfeld. David Kogut, der von Beruf Kaufmann war, arbeitete spätes-

tens seit 1927 als selbstständiger Provisionsvertreter.

1906 schloss sich Kogut der »Christlichen Versammlung« in Siegen an. Er verfügte über eine sehr gute Kenntnis des Hebräischen; er predigte, beteiligte sich an Bibelstunden und besuchte die Brüderkonferenzen. Auch an Treffen der führenden Brüder in kleinerem Kreis nahm er teil; so besuchte er z. B. die Gebetszusammenkunft Ende 1933 in Siegen. Er war also kein Unbekannter in den Reihen der Brüderversammlungen.

Dass er ein profunder Kenner des Hebräischen war, zeigt sich in einer Debatte, die im Anschluss an eine Abhandlung in der Zeitschrift *Die Tenne* brieflich geführt wurde. 1934 hatte Fritz von Kietzell (1885–1942), der Schriftleiter der *Tenne*, in einem Artikel geschrieben, die Juden seien ein Fluch für die Nationen.¹ Wilhelm Stücher

(1898–1969) aus Siegen-Eiserfeld widersprach ihm unter Anführung von Gedanken Koguts und meinte, Gott habe die Juden nicht zu einem Fluch gesetzt. Von Kietzell bat seinerseits Franz Kaupp (1866–1945), den bekannten Bibelausleger der »Christlichen Versammlung«, um eine Stellungnahme. Dieser führte u. a. aus, Gott habe den Fluch über die Juden ausgesprochen, sie seien zum Fluch unter den Nationen geworden; er begründete diese Auffassung auch unter Bezugnahme auf den hebräischen Text. Kaupp sprach sich zwar gegen eine »persönliche Gehässigkeit« gegenüber den Juden aus, meinte aber dennoch, man müsse ihnen Grenzen setzen, ihnen deutlich machen, dass sie in Deutschland ein Fremdkörper seien.

Kogut setzte sich nun in einer längeren Abhandlung mit der Auffassung Kaupps auseinander und untersuchte die in Frage kommenden Bibelstellen gründlich und ebenfalls unter Berücksichtigung des hebräischen Grundtextes. Er bezog sich dabei auch zustimmend auf den mittelalterlichen Rabbiner Raschi, was seine breite Bildung belegt. Noch einmal lehnte Kogut die Auffassung ab, Gott habe die Juden zu einem Fluch für die Nationen gesetzt; er blieb bei seiner Ansicht, es gehe um eine Geringschätzung, Verächtlichmachung der Juden. Außerdem, so Kogut weiter, spreche die Bibel nirgendwo davon, dass man sie in die Schranken weisen müsse.

Stücher bemerkte in seiner Stellungnahme zu dieser Diskussion zum einen, dass der bekannte baptistische Pastor Naphtali Rudnitzky (1869–1940) – ebenfalls Christ jü-

discher Herkunft – der besonders auch auf die sprachliche Deutung gestützten Argumentation Koguts zugestimmt habe. Zum anderen vertrat Stücher die Meinung, man müsse zugeben, dass Kogut eine nationale, also eine jüdische Brille aufhabe; das Gleiche gelte aber auch für die Gegenseite. Entscheidend sei, dass es beiden – sowohl Stücher als auch Kogut – darum gegangen sei, antisemitische Schlussfolgerungen, die man aus bestimmten Bibeltexten ziehen könnte, abzuwehren. Stücher machte klar, dass es seiner Beobachtung nach innerhalb der »Christlichen Versammlung« Antisemitismus gebe, unter dem Kogut zu leiden habe. Letzterer bezeichnete diese Erscheinung bei den »Brüdern« als eine Form der »Verweltlichung«.



Dass Kogut von dem wachsenden Antisemitismus in Deutschland betroffen war, berichtete er in dem schon oben erwähnten Brief an Voorhoeve, den er 1934 schrieb. So führte er aus, dass seit 1933 alle »Nichtarier« einen immer größeren Druck erfahren und aus der »Gemeinschaft« des deutschen Volkes »ausgeschlossen« würden. Er selbst habe mit seinem Vertretergeschäft mehrmals vor dem Ruin gestanden, aber Gott habe ihm immer geholfen. Er berichtet auch von den Schwierigkeiten, einen Arbeitsplatz für einen seiner Söhne zu finden.

Dass er auch unter dem von Stücher angeführten Antijudaismus in der »Christlichen Versammlung« zu leiden hatte, wird aus einem Brief deutlich, den Kogut 1936 an



Debora Kogut geb. Sitenhoff (1937)

1 »Tummelplatz der Völker. Ein verworrener Zeitabschnitt der ›Vierhundert Jahre‹«, in: *Die Tenne* 12 (1934), S. 182ff., hier 184.

Max Spiro – ebenfalls ein Christ jüdischer Herkunft – aus der »Versammlung« in Hamm schrieb. Kogut berichtete, er sei, nachdem er am Sonntag gepredigt habe, von zwei Brüdern angesprochen worden. Man habe u. a. seinen Hinweis auf Röm 11 kritisiert: So etwas habe in dieser Zeit zu unterbleiben. Schließlich hieß es sogar, es könne nicht geduldet werden, dass ein Judenchrist sich am Dienst in der Versammlung beteilige; er habe zu schweigen. Kogut wies auf die bisherigen Grundsätze der »Brüder« hin; wenn die nicht mehr gelten sollten, sei sein Platz nicht mehr in der »Versammlung«. Einer der beiden Brüder verließ ihn dann, der andere schwächte das bisher Gesagte ab und kritisierte auch die Schroffheit des ersten Bruders. Natürlich könne er, Kogut, sich in Bibelstunden oder an Gebeten beteiligen; die Klugheit gebiete es aber, ansonsten zu schweigen. Kogut kommentierte das gegenüber Spiro folgendermaßen: »Du kannst verstehen, dass ich unter diesen Umständen vorerst nicht die Versammlungen besuchen kann«; er verharre zu den Versammlungszeiten stattdessen im Gebet. Unklar

ist bis jetzt, inwieweit Kogut dieses Vorhaben auch realisiert hat.



Dies spannende Frage ist nun natürlich, wie sich Kogut nach dem Verbot der »Christlichen Versammlung« und der Gründung des Bundes freikirchlicher Christen (BfC) 1937 verhielt. Stücher erwähnt in seiner Aufzählung von »Nichtbündlern« – das waren die »Brüder«, die sich nicht dem BfC anschlossen – auch den Namen Kogut.² Er soll sich – so andere Berichte – heimlich mit anderen bei Stücher getroffen haben.

Andererseits gibt es die Aussage in der Festschrift der AGB-Brüdergemeinde Siegen-Weststraße, die BfC-Gemeinde habe Kogut geistliche Gemeinschaft gewährt.³ Wolfgang Heinemann, der frühere Gemeindeleiter, bestätigte mir noch kürzlich, diese Überlieferung sei als glaubwürdig anzusehen. Die älteren Gemeindeglieder hätten das gewusst; Heinemanns Mutter Ilse habe davon selbst erzählt. Auch eine Internetveröffentlichung sprach etwas ungenau von einer Zugehörigkeit zu einer freien evangelischen Gemeinde, womit nur die Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde Siegen gemeint sein kann. Es ist gut möglich, dass sich Kogut zuerst zu den Nichtbündlern bei Stücher hielt. Dieser wurde 1938, nachdem es eine Hausdurchsuchung bei ihm gegeben hatte und er danach durch die Gestapo verhört worden war, von der Justiz verwarnt. Vorstellbar ist, dass Kogut danach Kontakte zur BfC-Gemeinde in Siegen unterhielt. Bestätigt sind zumindest Berichte, nach denen Kogut zu einem

Mitglied, Hermann Wetter, engen Kontakt gehabt haben soll.

In diese Zeit fällt auch der letzte Umzug Koguts in Siegen. Erst jetzt, also 1936/37, zog er in die Horst-Wessel-Straße 40, die nach dem Krieg wieder Grabettstraße hieß. Wilhelm Stücher, dem das Haus wahrscheinlich gehörte, stellte ihm Lagerräume für seine Berufstätigkeit und eine Wohnung zur Verfügung. Diese Handlungsweise brachte ihn nach eigenem Bekunden in Konflikte mit dem NS-Regime; so wurde ihm seitens der Gestapo vorgeworfen, mit Juden Gemeinschaft zu pflegen. Die Familie Kogut blieb aber bis zur Deportation dort wohnen.



Das letzte Kapitel im Leben von David Kogut begann 1942. Am 27. Juli dieses Jahres wurden ungefähr 50 Personen von Siegen aus nach Dortmund gebracht; zu ihnen gehörte auch die dreiköpfige Familie Kogut. Die Betroffenen wurden kurz vorher von der Polizei über ihren Abtransport informiert. In der Festschrift der Gemeinde Siegen-Weststraße heißt es, dass die Deportation dort große Betroffenheit ausgelöst habe.³

In Dortmund kamen die Menschen im großen Saal einer Gaststätte zusammen. Die Gestapo benötigte drei Tage, um eine genaue Personenüberprüfung vorzunehmen; es wurden u. a. Vermögenserklärungen eingesammelt und die Koffer durchsucht. Am 30. Juli verließ dann der Zug mit 986 Personen aus dem Regierungsbezirk Arnsberg Dortmund mit dem Ziel Theresienstadt, unter ihnen David Kogut, seine Frau Debora

2 Wilhelm Stücher: *Erinnerungen eines Nichtbündlers (aus der Nazizeit)*, unveröffentlichtes Manuskript, S. 84.

3 Wolfgang Heinemann: *Die 150-jährige Geschichte der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Siegen, Weststraße. Eine Biografie*, Hilchenbach 2002, S. 43.

4 www.aktives-gedenkbuch.de

5 www.bruedergeschichte.de

und seine Tochter Hedwig. Debora starb schon am 2. September, die Tochter Hedwig am 2. Oktober desselben Jahres. David Kogut starb ein Jahr später, am 2. Oktober 1943. Die vier weiteren Kinder von David und Debora Kogut überlebten die Zeit des Nationalsozialismus.

Die Stadt Siegen hat 2007 auf Betreiben des Stadtjugendringes in der Grabettstraße drei Stolpersteine angelegt, um an das Schicksal der Familie Kogut zu erinnern. Es gibt auch seit einigen Jahren ein aktives Gedenkbuch für rassistisch und politisch Verfolgte des Kreises Siegen-Wittgenstein in virtueller Form.⁴ Hier wurde 2011 jeweils ein gleichlautender Text zu den drei in Theresienstadt umgekommenen Mitgliedern der Familie Kogut veröffentlicht.

Wenn man sich ihr Schicksal ansieht, stellen sich viele Fragen; einige werden wahrscheinlich nie beantwortet werden können. Liest man Berichte von und über Christen jüdischer Herkunft, wird immer wieder die zunehmende Isolierung und Vereinsamung erwähnt. Wie erging es hier der Familie Kogut? Ihnen hat mit Sicherheit geholfen,

bei der Familie Stücher zu wohnen. Einer der Söhne erinnerte sich später noch an die Tochter Hedwig. Aber gab es noch weitere Kontakte? Wie erging es David Kogut am 9. November 1938? Hatte er auch unter den Pogromen zu leiden? Wie sah die wirtschaftliche Situation der Familie danach aus, als die Juden ein Viertel ihres Vermögens als »Sühneabgabe« an den Staat abführen mussten? Wie haben sich alle diese Vorgänge auf den Glauben David Koguts ausgewirkt? Sein Brief an Voorhoeve 1934 bezeugt jedenfalls tiefes Gottvertrauen.

• • • • •

Was kann die Erinnerung an diese Christen heute bei uns bewirken? Zuerst ergibt sich für uns die Verpflichtung, nach weiteren Christen jüdischer Herkunft in den Reihen der Brüderbewegung zu forschen. Wir sind es ihnen schuldig, an sie zu erinnern. Der Arbeitskreis »Geschichte der Brüderbewegung«⁵ hat sich das zur Aufgabe gemacht und ist dankbar für alle Informationen, die ihm bei dieser Arbeit weiterhelfen können.

Darüber hinaus steht die Ge-

schichte der Familie Kogut exemplarisch für noch einen anderen Sachverhalt: Es gab Antisemitismus oder genauer Antijudaismus in den Brüdergemeinden, sowohl in den »geschlossenen« als auch in den »offenen«, der zu einer Ausgrenzung von Christen jüdischer Herkunft führte. Kogut entgegnete 1936 den beiden Brüdern in dem oben erwähnten Gespräch, dass da ein Leib sei, in dem keine Unterschiede zwischen Griechen und Juden existierten. Diese zentrale Aussage des Neuen Testaments wurde aber teilweise ignoriert. Zeigte sich hier ein angstbesetztes Verhalten oder war die Ausgrenzung dieser Christen auch in Einstellungen zum Judentum begründet? Könnte es sein, dass das negative Bild, das viele Christen vom Judentum und den Juden hatten, auch auf die Christen jüdischer Herkunft übertragen wurde? Das ist jedenfalls der Interpretationsansatz einer Historikerin. Gerade heute, wo das Problem des Antisemitismus leider wieder aktuell geworden ist, wäre es dringend notwendig, diesen Fragen nachzugehen.

Andreas Liese



Stolpersteine für die Familie Kogut in Siegen-Eiserfeld, Grabettstraße 48

Kritisches zur 1968er-Bewegung

In den 1960er Jahren gingen weltweit tausende Studenten auf die Straße. Protest war angesagt – gegen starre Strukturen, gegen den Vietnamkrieg, gegen die Sexualmoral, gegen die Nichtaufarbeitung des Nationalsozialismus und anderes. Unter der Chiffre »1968« ist diese Bewegung in die Geschichtsbücher eingegangen. Deshalb erschienen 2018 zum 50-jährigen Jubiläum unterschiedliche Publikationen und Filme darüber; auch Ausstellungen wurden organisiert. Der Tenor dabei ist eindeutig, genau wie in Schulbüchern und anderen Veröffentlichungen: Es dominieren stark die positiven Aspekte, die kritischen sind dagegen kaum – und wenn, dann oft nur in Ansätzen – zu finden.¹ So soll hier einmal die Gelegenheit genutzt werden, vorwiegend kritische Stellungnahmen prominenter, kenntnisreicher Autoren zu referieren, um ein etwas differenzierteres Gesamtbild zu erhalten und besonders auf die unbiblischen Aspekte aufmerksamer zu werden.

Josef Kraus, ehemaliger Präsident des deutschen Lehrerverbandes und Berater in Bundes- und Landespolitik, fasst die **Hauptlinien** der 68er-Bewegung folgendermaßen zusammen:

»Die 68er pflegten und pflegen einen Eklektizismus aus Kommunismus, Marxismus, Maoismus, Sozialismus, Egalitarismus, Hedonismus, Pazifismus, Feminismus, Internationalismus, Humanitarismus, Kulturrelativismus, Multikulturalismus, neuerdings auch Ökologismus und Genderismus, das Ganze unterlegt mit vielen Anti-Ideologien: Anti-Faschismus, -Kapitalismus, -Amerikanismus, -Kolonialismus, -Klerikalismus, -Sexismus, -Nationalismus, -Patriotismus, -Elitismus, -Rassismus. Verschwiegen wird dabei, welche Schnittmenge es zwischen Sozialismus/Kommunismus/Marxismus und dem Nationalsozialismus gibt – nämlich die Schnittmenge, dass bei-

des totalitär, antikirchlich, kollektivistisch, nihilistisch ist.«

In der Bundesrepublik hatte die 68er-Bewegung einen Sturm auf die Institutionen zum Ziel, z. B. auf Universitäten, Schulen, Gerichte, Parlamente, Verlage und Redaktionen. Die mehr oder weniger spontane Revolte der 60er Jahre, die zum Teil durchaus berechtigte Fragen an die Gesellschaft gestellt hatte, wurde so schließlich zu einer tiefgreifenden Kulturrevolution. Der Politikwissenschaftler und Philosoph Wolfgang Kraushaar, einer der besten Kenner dieser Zeit und Zeitzeuge, konkretisiert dies wie folgt: »Es waren insgesamt fünf verschiedene Sphären, in denen die Angriffe der Maximalisten auf die bürgerliche Gesellschaft vorgetragen wurden. Es war:

1. Ein Angriff auf die Struktur der bürgerlichen Gesellschaft: auf den bürgerlichen Staat als deren poli-

¹ Vgl. aber Götz Aly: *Unser Kampf. 1968 – ein irritierter Blick zurück*, Frankfurt am Main (Fischer) 2008; Jan Fleischhauer: *Unter Linken. Von einem, der aus Versehen konservativ wurde*, Reinbek (Rowohlt) 2009; Wolfgang Kraushaar: *Die blinden Flecken der 68er-Bewegung*, Stuttgart (Klett-Cotta) 2018.

tisches Korsett, auf die bürgerliche Klasse als deren soziale und auf das Kapital als deren ökonomische Struktur.

2. Ein Angriff auf die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft: die Parlamente, die Justiz, die Banken, die Wirtschaftsunternehmen und insbesondere die Industriekonzerne.

3. Ein Angriff auf die Sozialisationsagenturen der bürgerlichen Gesellschaft: die Familie als deren Kernzelle, die Kindergärten, die Schulen und die Universitäten.

4. Ein Angriff auf Leistungs- und Reproduktionsmechanismen: die Ausbebelung der Leistungsethik, die antiautoritäre Erziehung als Bruch mit dem bürgerlichen Wertekanon, die Sexualität ohne Zwang zur Fortpflanzung.

5. Ein Angriff auf die psychosoziale Charakterstruktur: ... die Idee einer allumfassenden Emanzipation des Individuums.«

Hier müsste noch ergänzt werden, dass die Legalisierung der Abtreibung einen großen Stellenwert einnahm.

Die Folgen der Bewegung sind erheblich und haben das Erscheinungsbild unserer Gesellschaft nachhaltig verändert. Wolfgang Kraushaar urteilt: »Weder zuvor noch danach ist die Gesellschaft so grundlegend in Frage gestellt worden wie in jenem Jahr: Autorität, Ordnung, Gehorsam, Pflicht, Leistung, Zuverlässigkeit, Sauberkeit sowie Ethik und Moral insgesamt – der gesamte Kanon an sozialen Werten wurde auf den Prüfstand gestellt. Und das neue Schlüsselwort lautete ›Emanzipation‹ – die Loslösung aus ... Herrschaftsverhältnissen.«



Die theoretische Grundlage für diese Bewegung lieferte die kritische Theorie der Frankfurter Schule, angeführt von Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Jürgen Habermas und vor allem Herbert Marcuse. Sie bestand aus einer Mischung von Ideen: der Aufklärung² des 18. Jahrhunderts, des Marxismus des 19. Jahrhunderts und der Psychoanalyse des frühen 20. Jahrhunderts.

Der Geschichtspräsident Lutz E. von Padberg schreibt dazu: »Schon 1968 gab es erste Anzeichen für den Wandel der berühmt-berüchtigten außerparlamentarischen Opposition (Apo) in eine antiparlamentarische Fundamentalopposition. Diese predigte nicht nur den Klassenkampf, sondern setzte ihn in ihren Kommunen um und zielte durch ihr Programm der Emanzipation auf die Abschaffung des demokratischen Staates. Dieser wurde mit dem Etikett ›faschistisch‹ gebrandmarkt und zum Abschuss freigegeben. Durch gezielte Aktionen ›zivilen Ungehorsams‹ gegen die ›strukturelle Gewalt des Staates‹, die als legitimer

² Vgl. dazu meinen Beitrag »Kritisches zur Aufklärung« in *Zeit & Schrift* 4/2018, S. 32–34.



Widerstand gerechtfertigt wurden, meinte man eine revolutionäre Situation herbeiführen zu können. Dann, so glaubten zumindest die Intellektuellen, werde die Arbeiterschaft sich in Scharen mit ihnen solidarisieren, den Umsturz herbeiführen und so das Paradies von Sozialismus und Kommunismus ermöglichen. Das trat nicht ein, und so mussten die 68er ihre Strategie ändern. Nach dem neugefundenen Konzept des Neomarxismus sollte nun zuerst das Bewusstsein der Massen verändert werden. Wenn die Leute nicht einsehen wollten, dass es ihnen im Prinzip schlecht gehe und sie vom Staat ausgebeutet würden, dann müsse man es ihnen eben auf dem Weg über die Erziehungsdiktatur beibringen. Der Leitbegriff dafür lautete Emanzipation. Kaschiert als Demokratisierung aller Lebensbereiche, bedeutete dies nichts anderes als eine Politisierung auch des privaten Lebens. Gezielt auf verschiedenen Ebenen ansetzend, wurden zunächst die Universitäten erobert als Brückenköpfe für den Kampf gegen Staat und Gesellschaft. Es folgte der Versuch der Zerstörung der Fa-

milie als Kernzelle der bürgerlichen Gesellschaft mittels der sexuellen Revolution, der Schürung des Generationenkonfliktes und der anti-autoritären Erziehung. Hinzu kam der ›Marsch durch die Institutionen‹, verstärkt durch die Umwandlung von 68er Gruppen in die Bewegungen des Feminismus und der Grün-Alternativen sowie deren erfolgreiche politische Etablierung. Die ganze Geschichte gipfelt in der höchst erfolgreichen Zerschlagung des herkömmlichen Wertekanons der Gesellschaft, dem wohl augenfälligsten Beleg für den Siegeszug der Emanzipationsbewegung.«

Weiter stellt Padberg fest: »Die jüngere Generation verketzerte plötzlich die wertorientierte Demokratie als autoritär, der Sturm auf die traditionellen Strukturen begann. Folgen dieser Phase der Reideologisierung, die durch das Stichwort Emanzipation charakterisiert ist, sind Misstrauen jeder Autorität gegenüber, Streben nach absoluter Selbstbestimmung ohne Rücksicht auf die Solidargemeinschaft und das Vertrauen in visionäre Utopien sowie schließlich eine allmähliche Umwertung der Werte. Parallel dazu verlief eine erhebliche Veränderung der Gesellschaft durch die ... Neustrukturierung der Öffentlichkeit durch das laufende Bild als Medium. Der gesamte Bereich von Ehe und Familie, von Erziehung und Bildung sowie die Beziehung der Geschlechter und Generationen zueinander haben sich seitdem erheblich verändert und die kulturellen Momente verlagert. Für alle in der Gesellschaft gleichermaßen verbindliche Verhaltensmuster gibt es nicht mehr, der individuellen Lebensgestaltung steht alles offen, mag es nach den herkömmlichen

Vorstellungen auch noch so pervers erscheinen. Diese Situation hat sich selbst nach dem erneuten Klimaumschwung seit den 80er Jahren gehalten, der geprägt ist von der Ablösung der politischen Nüchternheit durch die Emotionalität und den Irrationalismus. Diese Tendenz hat sich in der sogenannten Postmoderne der 90er Jahre eher noch verstärkt.«

Man kann hinzufügen, dass dies heute z. B. in der Ideologie des Gender Mainstreaming, der Ehe für alle, der Abwertung der Frau als Mutter, der undifferenzierten Glorifizierung von deren Karrierebestreben, dem hemmungslosen Ausleben des Individualismus/Egoismus usw. mündet.



Konkrete **Misstände** in unserer Gesellschaft, die sich mehr oder weniger direkt aus der 68er-Bewegung ergeben haben, sind nach Padberg zunächst »die Schädigung des Bildungssystems, weil man an den Universitäten zugunsten eines ideologischen Gleichheitsgedankens das Anspruchsniveau dramatisch gesenkt hat. Unterschiede der Begabung wurden zu Unterschieden der Sozialisation uminterpretiert und durch längere Studienzeiten wie Absenkung der Ansprüche wettgemacht ... Dazu gehören die verschiedenen Spielarten der Alternativkultur mit ihrer Sozialromantik einschließlich des Feminismus, der Naturmystik, des Esoterik-Zaubers und des übertriebenen Ökologismus. Die Vertreter dieser Richtungen treten übrigens meist in unerträglicher Weise mit dem pathetischen Anspruch des Weltgewissens auf und mit einer Empörungsbereitschaft, die bei ausländischen Beobachtern



in der Regel nur Kopfschütteln hervorruft. Dazu gehört schließlich eine unübersehbare Sexualisierung des Alltags, bei der Medien wie Presse und Fernsehen eine höchst unselbige Rolle spielen.«

Es bleibt also festzuhalten, dass die 68er-Ideologie sich weithin durchgesetzt hat. Auch die Kirchen haben sich in etlichen Bereichen diesem Zeitgeist angepasst,³ und selbst in evangelikalen Gemeinden sind Auswirkungen festzustellen.

»Das Ergebnis dieser Entwicklung ist eine dramatische Orientierungslosigkeit«, so Padberg. »Sie wird deutlich an drei Aspekten:

- **Erstens der Wertelosigkeit.** Das falsch verstandene aufklärerische Denken hat den Wahrheitsbegriff aufgelöst. Wenn aber Wahrheit nicht an eine außerhalb des Menschen befindliche Norm gebunden ist, wird sie verfügbar und vom jeweiligen Denkstil abhängig.

- **Zweitens die Gottlosigkeit.** Wo einst die Glaubensüberzeugungen der Reformation galten, findet sich heute ein ideologischer Trödelmarkt,

3 Vgl. dazu Josef Kraus: »Die Politisierung der Kirchen hin zu Moralagenturen, vor allem die einseitige politische Positionierung von Kirchenleitungen, entfremdet die Gläubigen mehr und mehr von ihrer Kirche.«

aufdem sich jeder nach Belieben versorgen kann. Der Verlust der Gottesorientierung führt indes zur Unsicherheit des Denkens. Daraus sucht der Mensch sich zu befreien, indem er sich selbst zum Gott erklärt. Der moderne Mensch ist der Weltenbauermeister, der sich seine Welt und seine Gesetze nach seiner Vernunft selbst schafft.

• **Drittens die Ratlosigkeit.** Der Mensch wird mit seiner Rolle als Gott nicht fertig ... In seiner Ratlosigkeit sucht er nach immer neuen Rezepten, wird dabei aber, weil er seine Grundlage nicht aufgeben will, immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen. So entsteht eine unübersehbare Masse an Rhetorik des Zeitgeistes, aber keine wirkliche Hilfe. Da man sich überdies nur allzu gern den modernen Seelenführern anvertraut, konnte vielfach das verknorrte Weltbild der 68er zum Leitfaden der Politik werden. Gefallen tut das den meisten Zeitgenossen eigentlich nicht, aber dagegen aufzustehen wagen sie auch nicht.«

Wolfgang Kraushaar meint dazu generell: »Wer begreifen will, wie es in einer Bewegung, die in quantitativer Hinsicht keineswegs zu den stärksten gezählt hat, gelingen konnte, die bundesdeutsche Gesellschaft tatsächlich zu verändern, der muss sich vor allem auf die seinerzeit angestrebte Umorganisation des Privatlebens konzentrieren und seinen Blick auf die Kernzelle der Gesellschaft werfen – die Familie. Um die alte »unfreie« in eine neue »befreite« Gesellschaft transformieren zu können, lautete die damals unter

den Protagonisten verbreitete Überzeugung, müsse man sie zuerst einmal in ihrer Grundformation, der als repressiv-neurotischer Zwangsverband angesehenen Familienstruktur, überwinden. Denn hier werde das ausgebrütet, was Theodor W. Adorno als den »autoritären Charakter« bezeichnet hatte, der sozialpsychologisch betrachtet den Faschismus überhaupt erst möglich gemacht habe. Der »autoritäre Charakter« war Adorno zufolge dadurch geprägt, dass er kein autonomes Ich auszubilden vermochte.«

Zu den Folgen der 68er zählt Kraushaar »die Ablösung eines sozialkritisch, zuweilen neomarxistisch geprägten, sich in der Tradition der europäischen Aufklärung begreifenden Denkens durch Theorien der Postmoderne, die ein von Zügen der Pluralisierung, der Virtualität und der Beliebigkeit bestimmtes Zeitalter einer entmoralisierten und verantwortungsarmen Individualisierung heraufbeschworen haben.«

Über Dieter Kunzelmann, einen der einflussreichsten Vertreter der 68er, stellt er in diesem Zusammenhang fest: »Sein Programm der Entwurzelung gefiel sich als Aufruf zur persönlichen Selbstbefreiung. In Wirklichkeit jedoch war es die radikale Abkehr von der Welt der bürgerlichen Kleinfamilie. Die Kehrseite bestand darin, dass ... die aus ihrem sozialen Netz isolierten und von all ihren Sicherheitsbedürfnissen abgelösten Einzelnen zugleich die geeignetsten Objekte einer neuen Unfreiheit werden konnten, Objekte von Manipulation, Domestizierung und Gehirnwäsche durch einen selbsternannten Gruppen-Guru.«

Nach Josef Kraus ist der Linken die mephistophelische Devise ei-

gen: »Alles, was besteht, ist wert, dass es zugrunde geht.«⁴ Und: »Von der »Befreiung« durch die 68er war und ist die Rede, von mehr »Toleranz« gegenüber anderen Menschen, Völkern, Wertvorstellungen. Aber es war und ist bestenfalls die Toleranz eines »Nihilismus des Geltenlassens von schlechthin Allem« (Arnold Gehlen). Ferner haben viele Andersdenkende die Erfahrung eines »linken Faschismus« und einer erschreckenden Intoleranz machen müssen, wie sie auch heute wieder von der »Antifa« praktiziert wird. Die 68er Enkelmentalität der »Political Correctness« definiert fünfzig Jahre später tagtäglich, was zu tolerieren und was nicht zu tolerieren ist. Dass die 68er Bewegung fünfzig Jahre Um-erziehung zu verantworten hat, Bildungsabbau, ja Entgrenzung in allen Lebensbereichen bis hin zu Orientierungslosigkeit und Beliebigkeit, wird weniger artikuliert.«

Der Klassenkampf habe sich für die Linken »zum Geschlechterkampf gewandelt«. Eine der Strukturen, die es zu zerstören gelte, sei »für die 68er die monogame, bürgerliche Ehe. Sie galt es zu zertrümmern. Mit der »Gender«-Ideologie wird die Ehe zwischen Mann und Frau generell in Frage gestellt, ja es wird postuliert, dass jeder/jede/jedes seine geschlechtliche Identität selbst bestimmen könne. Die Einteilung nach Mann/Frau sei willkürlich und mit Gewalt erzwungen ... Die Schaffung eines neuen Gender-Menschen ist inzwischen auch in Deutschland Politik nicht nur der Linken. Manche nennen das einen »rosa Sozialismus«, manche einen staatlich und medial oktroyierten Feminismus. Die Bundesregierung steht da nicht zurück. Einen hohen zweistelligen Millionen-Betrag hat sie bereits »vergendert.« Und

4 So die Teufelsfigur Mephistopheles in Goethes Faust I.

»wenn es nach der Partei bzw. Fraktion DIE LINKE geht, dann ist jede Kritik an »Gender« faschistisch ... Es ist ein Kulturkampf, der sich hier abzeichnet. Dass das Grundgesetz Ehe und Familie unter den besonderen Schutz des Staates stellt und Erziehung ausdrücklich als das Recht der Eltern benennt, scheint nicht mehr überall zu gelten. Und nur noch mit Einschränkung scheint das Grundrecht auf freie Meinungsäußerung zu gelten. Jedenfalls kann derjenige nicht mit Toleranz rechnen, der sich gegen das repressive Toleranzverständnis und die Deutungshoheit der Protagonisten der Gender-Theorie stellt.«

Weiter erwähnt Kraus noch, dass bei der typischen 68er-Partei »Die Grünen« die Absicht, Sex mit Kindern zu legalisieren, größer war als lange bekannt. Das grüne Parteiprogramm von 1980 habe hier eine weitgehende Legalisierung vorgesehen.



Was nun? Wir haben gesehen, dass in vielen Zusammenhängen Freiheit eingefordert wird, die Freiheit des Andersdenkenden dabei aber oft völlig ignoriert wird. So verwundert es auch nicht, wenn dies – wie z. B. in der Rote-Armee-Fraktion – auch radikale Formen annahm. Etliche der hier dargestellten Muster und Tendenzen gibt es in Grundzügen freilich schon seit Beginn der Menschheitsgeschichte immer wieder. Das sieht man z. B. beim Volk Israel, besonders zur Zeit der Richter, als jeder tat, was er wollte (vgl. Ri 21,25), was schlimme Folgen mit sich brachte. Auch auf die Stimme der Propheten wollte man oft nicht hören, mit den bekannten negati-

ven Konsequenzen. Dies sollte uns aber nicht demotivieren, sondern ermutigen, gerade in schwierigen Zeiten an biblischen Maßstäben festzuhalten. Dabei gilt es, zeitgeschichtliche Phänomene wahrzunehmen und in einem größeren Zusammenhang, besonders aber auf biblischer Basis zu bewerten.

Beachten wir die folgenden Mahnungen säkularer Denker:

»Warum uns das Plötzliche oft überrascht? Weil uns das Allmähliche entging« (Otto Weiß).

»Gute Gesellschaften können Menschen überleben, die unmoralische Dinge tun. Aber eine gute Gesellschaft kann nicht überleben, wenn sie unmoralische Dinge als moralisch bezeichnet« (Dennis Prager).

»Wenn ein Unrecht lange genug hingenommen wird, hält man es schließlich für rechtens« (Thomas Paine).

»Wo der Liberalismus seine äußersten Grenzen erreicht, schließt er den Mördern die Tür auf« (Ernst Jünger).

Der Historiker Rolf Peter Sieferle schreibt mit Blick auf Europa und Deutschland von einem »gesinnungsethischen Rausch in den Untergang«. Und schon der Apostel Petrus warnte vor denen, die im Irrtum leben: »Freiheit versprechend, während sie selbst Sklaven des Verderbens sind; denn von wem jemand überwältigt ist, diesem ist er auch als Sklave unterworfen« (2Petr 2,19).

Um es noch einmal zu betonen: Die 68er-Bewegung hat auch berechtigte Fragen an die Gesellschaft gestellt und manches mit Recht kritisiert – es gab vorher, wie in allen Zeiten, vielfältige Missstände und Probleme. Einige Vorstellungen haben sich auch von

1968 bis heute gewandelt oder verlagert. Fest steht aber, dass zentrale Anliegen dieser Bewegung mittlerweile nicht mehr nur bei den linken Parteien zu finden sind, sondern auch bei den meisten anderen. Und weil die Mehrheit der Journalisten und Künstler (ca. 80 %) Ideale der 68er vertreten, werden diese auch in den meisten Medien, Filmen und Romanen proklamiert.

Wenn in der Gesinnung der 68er biblische Grundsätze skandalisiert, angegriffen oder verächtlich gemacht werden, dann macht Mt 18 die Konsequenz dafür deutlich. Dort wird das griechische Wort, aus dem im Deutschen der Begriff *Skandal* geworden ist, mit »Anstoß« oder »Ärgernis« übersetzt, und es wird ein massives Gericht über die angekündigt, die Unsichere negativ beeinflussen oder ihnen zusetzen und den eigentlichen Skandal, nämlich das wirklich Böse, forcieren oder nicht erkennen. Lassen auch wir uns warnen und unser Denken immer wieder von der Bibel in die richtige Richtung lenken (vgl. 2Thess 2,11 und 2Petr 3,17)!

Jochen Klein

Zitate entnommen aus:

Josef Kraus: *50 Jahre Umerziehung. Die 68er und ihre Hinterlassenschaften*. Lüdinghausen/Berlin (Manuscriptum) 2018. (Leicht lesbar.)

Wolfgang Kraushaar: *1968*. Ditzingen (Reclam) 2018.

Lutz von Padberg: »1968–1998: Bilanz nach 30 Jahren Emanzipation«. In: *Bibel und Gemeinde* 99 (1999), Heft 1.

Zum Ziel!

»Doch ich bin stets bei dir. Du hast meine rechte Hand gefasst. Nach deinem Rat leitest du mich, und nachher nimmst du mich in Herrlichkeit auf.« (Ps 73,23f.)

Ich seh' den Weg nicht, den wir alle schreiten,
es ist so dunkel rings und scheint kein Stern.
Ich spüre nur die Dornen und die Steine,
ich höre Seufzen nur und banges Weinen,
spür' rauen Wind, der unser Haar durchweht.

Doch weiß ich nicht den Weg, ich weiß das Ziel.
Kann ich nichts vor mir sehn, so fühl' ich doch
die starke Hand, die meine Rechte hält.
Sie leitet mich, wie auch der Pfad mag gehen,
mit starker, ew'ger Kraft zur Heimat hin.

(geschrieben 1944)

Weil du mich liebst,
muss ich nicht einsam stehen.
Du bleibst an meiner Seite,
hältst, Herr, mich an der Hand.

Weil du mich liebst,
muss ich den Weg nicht kennen.
Ich kann ihn sicher gehen,
denn du, Herr, führst mich.

Weil du mich liebst,
ist klar das Ziel vor Augen,
bleibt auch der Weg verborgen.
Du selbst, Herr, bist das Ziel!

(geschrieben 2014)

Hanswalter Giesekus